

# bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

bärner studizytig #11    märz 2018

- **Ich pflege also Burnout**
- **Wenn der Staat Heroin verteilt**
- **XXY ungelöst**
- **#Beeinflussung**
- **Im Gespräch mit Esther Schläpfer**
- **SUB-Seiten: «An dieser Schule herrscht ein Klima der Angst»**

# Master your future.

## Master Info Day

Programme  
and  
registration:  
[www.  
opendays.usi.ch](http://www.opendays.usi.ch)



Università  
della  
Svizzera  
italiana



16 March  
Campus  
Lugano

2 March  
Campus  
Mendrisio

schauspiel

## KINDER DER SONNE

MAXIM GORKIJ  
Ab 08. Mrz. 2018, Vidmar 1

**FÜR 15,- CHF MIT DER JOKER  
CARD INS THEATER\***

Florentine Krafft

**KONZERT  
THEATER  
BERN**

\*Mehr Infos zur Joker Card  
unter [www.konzerttheaterbern.ch](http://www.konzerttheaterbern.ch)

# Editorial

## #11

### Liebe Freundinnen und Freunde kabelloser Micro-Staubsauger

Der Journalismus ist in Bedrängnis. In der Türkei bringen Regierungschefs Medienschaffende ins Gefängnis, in der Slowakei und Malta um die Ecke. Hohe Beamte spucken bettelnden Schreiberlingen beim Vorbeigehen in den Pappbecher und spenden das Geld, das sie noch vor ein paar Monaten in ein Zeitungsabo gesteckt hätten, einer Partei von Superreichen und Glatzköpfen. Selbst Bundesräte verwehren mittlerweile eingeschneit namhaften Nachrichtenagenturen auf offener Strasse ihre Unterstützung, während Männer in spitzen Schuhen deren Finanzen sanieren und langjährige Angestellte mit einem feuchtwarmen Händedruck in die Frühpension schicken. Derweil haben sich zweifelhafte Chefredaktoren, die ihre journalistische Neutralität schon vor Jahren an der Bundeshausgarderobe abgegeben haben, längst ein Kondensatormikrofon bei Amazon bestellt und streamen täglich ihre alternativen Fakten ins Netz.

In diesem Editorial können wir deshalb nicht wie üblich Optimismus für ganze Legislaturperioden versprühen, sondern müssen eingestehen, dass auch wir keine wirksame und burlleske Lösung präsentieren können. Stattdessen legen wir selber Hand an – schliesslich rettet sich der Journalismus nicht von alleine. Wir trumpfen in dieser Ausgabe mit Texten auf, die das Geschlechterdenken aufspalten und wie Heroin euphorisierend durch die Adern schießen. Wir berichten von gefährlicher Pflege und kranken Schwestern, von Frauen und Männern, die ihre Staubsauger lieben wie andere das Geld. Dazu begleitet die Münsterpfarrerin Esther Schläpfer das journalistische Getöse mit biblischem Geflüster. Wie ihr unschwer erkennen könnt, haltet ihr wieder eine komplett unausgewogene, perfekt geeichte Ausgabe in den Händen.

In diesem Sinne: Forget about labels!

Eure Redaktion  
redaktion@studizytig.ch  
www.studizytig.ch

häregluegt	4
– Ich pflege also Burnout	
inägspienzlet	8
– Wenn der Staat Heroin verteilt	
vonanggnoh	12
– XXY ungelöst	
drhingerglüüslet	16
– #Beeinflussung	
plöderlet	21
... mit Esther Schläpfer	
wärweiseä	26
grümschelichschtä	27
sub-seiten	28
– «An dieser Schule herrscht ein Klima der Angst» – 1968 an der Uni Bern	

# Ich pflege also Burnout

Die Zukunft der Schweizer Pflege ist schon seit längerer Zeit ein Politikum. Mit der «Volksinitiative für eine starke Pflege» liegt nun ein Lösungsvorschlag zur Abstimmung vor. Doch was meinen die Pflegenden zur aktuellen Situation, und wie äussert sich der Pflegenotstand in deren konkretem Alltag? Die *bärner studizytig* hat nachgefragt.

«Ich habe schon Situationen erlebt, in denen so viel zu tun war, dass ich einer sterbenden Patientin drei Stunden lang nicht ins Zimmer konnte, um nach ihr zu sehen. In der Zwischenzeit war die Sonne am Untergehen und schien direkt auf das Bett der Patientin, wodurch sie enorm schwitzte. Da sie sich nicht mehr selbst helfen konnte, war ihr Mund sehr trocken. Ausserdem lag sie im Stuhlgang und hatte eventuell Schmerzen.» Diese Szene schildert uns Monika\* aus Bern, sie arbeitet als diplomierte Pflegefachfrau. Solche Fälle seien zwar nicht die Regel, je nach Anzahl Personal in der Schicht kämen solche Ereignisse aber immer mal wieder vor. Dies sei vor allem der Fall, wenn wenige diplomierte Pflegefachleute eingeteilt seien und PatientInnen, die viel Zeit in Anspruch nehmen, aus Notfall und OP zurückkämen. «Es kommt auch vor, dass zu wenig Leute eingeteilt sind, um die verwirrten PatientInnen zu betreuen. Damit diese dann nicht herumlaufen und stürzen, weglaufen oder sonst etwas Gefährliches machen, gibt man ihnen Beruhigungsmittel.» Konkret habe Monika solche Situationen in den Berner Stadtspitälern, im Spital Thun sowie in Pflegeheimen erlebt. Heute arbeite sie im

Inselspital, dort sei es besser. Die HF-Studentin Anita\* beschreibt die Situation im Spital, in dem sie arbeitet, ähnlich stressig: «Wir haben kaum Zeit für die Patienten. Das Notwendige können wir zwar meistens erledigen, jedoch haben wir keine Zeit für wichtige Gespräche.»

## **Die Pflegeinitiative soll Abhilfe schaffen**

In der Schweiz, wie auch in anderen Ländern, herrscht tatsächlich ein Mangel an gut ausgebildetem Pflegepersonal. Gerade die diplomierten Pflegefachleute sind gefragt, wie das obige Beispiel zeigt. Besonders schwierig ist die Situation in der Langzeitpflege, etwa in Alterspflegeheimen. Der Fachkräftemangel kann mittel- bis langfristig zum Problem werden. Ändert sich nämlich nichts an der prekären Situation, droht der Pflegenotstand: Ein Szenario, in dem die Pflege durch ausreichend ausgebildete PflegerInnen nicht mehr gewährleistet werden kann. Um das zu verhindern und die schon jetzt teils kritischen Zustände zu verbessern, hat der Schweizer Berufsverband der Pflegefachfrauen und Pflegefachmänner (SBK) die «Volksinitiative für eine starke Pflege»

lanciert. Darin fordern die Pflegenden die Anerkennung der Pflege als wichtigen Bestandteil der Gesundheitsversorgung sowie die Sicherstellung, dass genügend diplomierte Pflegefachpersonen zur Verfügung stehen. Die über 114'000 Unterschriften wurden am 7. November 2017 eingereicht.

Um direkt mitzuerleben, wovon die InitiantInnen sprechen, wollte die *bärner studizytig* Pflegenden in einem Alterspflegeheim während eines Tages begleiten. Dazu ist es leider nicht gekommen. Die Pflegeleitungen der angefragten Heime gaben sich zwar durchaus aufgeschlossen, jedoch lag die Entscheidungshoheit am Ende bei den Direktionen. Bei einem Pflegeheim in der Stadt Bern ist die Redaktion mit der Begründung, es seien «keine Ressourcen, um die vorgeschriebene Begleitung zu gewährleisten» vorhanden, zurückgewiesen worden. Ein weiteres Heim vertröstete uns und schlug spätere Zeitpunkte vor. Um dennoch einen Einblick in den Pflegealltag zu gewinnen, stellte die *studizytig* zwei diplomierten Pflegefachfrauen und zwei Studentinnen in Ausbildung zur diplomierten Pflegefachfrau HF Fragen zu ihrem Berufsalltag sowie zu Pflegenotstand und Fachkräftemangel.



**Arbeiten bis der Arzt kommt?  
Krankheitsausfälle wegen  
Überarbeitung sind in  
der Pflege keine Seltenheit.**

### **Pause vs. Überzeit**

Der durchschnittliche Tag beginnt für die Pflegenden mit dem Einlesen. Sie informieren sich, welche Patienten sie an diesem Tag betreuen und was dabei zu beachten ist. Dies kann schon mal zeitraubend sein, so schreibt Monika: «Ich komme um 06:40 Uhr auf die Abteilung (die Arbeitszeit wird erst ab 07:00 berechnet), sonst reicht mir die Zeit nicht, um mich richtig einzulesen.» Danach unterscheidet sich die Tätigkeit der diplomierten Pflegefachleute von jener der Fachangestellten Gesundheit: Während erstere hauptsächlich mit dem Organisieren und Koordinieren sowie der Betreuung von Lernenden und Studierenden beschäftigt sind, führen die FaGes vor allem die Tätigkeiten, die direkt mit den PatientInnen zu tun haben, aus. Das heisst, sie sind um die Verteilung der Mahlzeiten und Medikamente sowie um das Verlegen der PatientInnen besorgt. Diese Tätigkeiten werden je nach Verfügbarkeit auch von den diplomierten Pflegefachleuten ausgeführt. Am Nachmittag wiederholt sich das Ganze meist: Mahlzeiten, Medikamente, Verlegung in oder aus dem OP, Betreuung des Aufwachraums.

«Im Altersheim ist es anders, dort müssen am Morgen alle aufstehen und die Körperpflege wird durchgeführt, danach gibt man ihnen das Essen, einigen muss man helfen. Das meiste dreht sich um die Mahlzeiten: Frühstück, Mittagessen, Zvieri, Znacht» sagt Jenny\*. Sie ist diplomierte Pflegefachfrau HF in Ausbildung und arbeitet in einem Spital und einem Pflegeheim. Was aber überall gleich sei: die Pausen. Meist seien diese nicht fix,

jedeR mache dann Pause, wenn es gerade passt. Oft – gerade am Nachmittag oder im Spätdienst – werden sie aus Zeitmangel ganz ausgelassen, wie folgende Statements von Beatrice\*, einer diplomierten Pflegefachfrau des Regionalspitals Burgdorf, zeigen:

«Am Nachmittag ist noch einmal eine Pause von 15 Minuten vorgesehen. Meistens muss ich mich entscheiden, ob ich diese machen will, oder ob ich lieber weniger Überzeit machen will. Meistens entscheide ich mich für das zweite.»

«Im Spätdienst kann ich als Dipl. Pflegefachfrau bis zu elf PatientInnen haben. Es bleibt sehr wenig Zeit für einzelne PatientInnen. Pause ist meist auch ein Fremdwort. Meist essen wir alle, wenn wir gerade fünf Minuten Zeit haben, etwas auf der Abteilung. Aber richtig Pause können wir nicht machen.»

**«Das Notwendige können wir zwar meistens erledigen, jedoch haben wir keine Zeit für wichtige Gespräche.»**

Trotz nicht genutzter Pausen sind Überstunden an der Tagesordnung:

«16:21 Theoretisch Feierabend, ich muss aber noch mit der Schülerin den Tag besprechen oder anderes Dringendes bei PatientInnen machen. Normalerweise gehe ich um ca. 17:00 Uhr von der Abteilung, ausser, es kommt noch etwas dazwischen. Dann blieb ich schon mehrfach bis zu 3 Stunden länger.» – Monika

«Im Frühdienst bleibe ich im Durchschnitt ca. 30 Minuten länger. Im Spätdienst und in der Nacht ca. 30–60 Minuten.» – Beatrice

«Es ist fast nie möglich, pünktlich zu gehen.» – Anita

### **Der Pflegenotstand – ein strukturelles Problem?**

Es scheint klar: Es gibt zu wenig Pflegepersonal, deshalb kommt es zu den oben beschriebenen Zuständen. Eine Studie des marktwirtschaftlich ausgerichteten Thinktanks Avenir Suisse aus dem Jahr 2016 widerspricht der landläufigen Annahme, der Fachkräftemangel sei die Ursache der heiklen Situation, in der sich die Pflege in der Schweiz befindet. Ihr zufolge verfügen wir hierzulande im Vergleich mit den anderen OECD-Ländern über die höchste Dichte an Pflegepersonal pro Kopf: 17,4 Pflegefachpersonen auf 1000 EinwohnerInnen. Das Problem sei also nicht das Angebot, sondern die Nachfrage. Dies sei vor allem dem dezentralisierten System der Schweiz geschuldet. Konkret heisst das, die Schweiz bräuchte weniger, dafür grössere Spitäler und Heime. Zudem würden viele Ressourcen zu wenig ausgelastet. Was die Studie bei all der Statistik- und

Zahlenzitiererei jedoch verschweigt, ist die Ausstiegsquote aus den Pflegeberufen. Berechnungen des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums OBSAN auf Grundlage der Strukturhebung zum Pflegepersonal zeigen: 46% der Pflegefachleute sind im Jahr 2013 aus ihrem Beruf ausgetreten. Knapp die Hälfte davon hat den Beruf ganz gewechselt, ein weiterer Drittel ist überhaupt nicht mehr erwerbstätig. Der kleinste Anteil der Berufsaustritte bilden die Branchenwechsel, also Pflegefachleute, die ausserhalb des Gesundheitssektors weiterhin als solche arbeiten. Leider gibt es keine Zahlen zum Wiedereinstieg in die Pflegeberufe, doch auch ohne diese stimmt die Ausstiegsquote nachdenklich.

## «Ändert sich nichts an der prekären Situation, droht der Pflegenotstand.»

### Hohe Belastung und gefährliche Pflege

Auch drei der von uns befragten Pflegerinnen sehen ihre Zukunft mittelfristig nicht mehr in der Pflege. «Ich sehe mich höchstens noch ca. fünf Jahre in der Pflege, aber länger nicht», schreiben die beiden jungen HF-Studentinnen Anita und Jenny. Auch Beatrice kann sich nicht vorstellen, noch lange in der Pflege zu arbeiten: «In diesem Jahr bleibe ich noch in der Pflege, jedoch suche ich schon Weiterbildungsmöglichkeiten ausserhalb des Pflegeberufes.» Sie hat 2011 mit der Lehre als FaGe begonnen und sich anschliessend zur diplomierten Pflegefachfrau weitergebildet. «Nun bin ich seit eineinhalb Jahren diplomierte Pflegefachfrau und kann mir bereits nicht mehr vorstellen, noch Jahre auf diesem Beruf zu arbeiten», bemerkt sie. Einzig Monika will ihrem Beruf treu bleiben. «Weil ich es für die PatientInnen

## «Zurzeit kann ich nicht dahinter stehen, wie ich arbeiten muss. Ich habe sehr grossen Respekt davor, dass auf diese Weise schwerwiegende Fehler passieren können.»

mache und es ein vielseitiger, befriedigender Beruf ist. Wenn ich aber noch in einem Spital wäre, in dem die Verhältnisse so schlecht sind, dass es für die PatientInnen gefährlich ist, dann würde ich den Arbeitsplatz wechseln.» Gerade die Art der Pflege, die oft nicht dem entspricht, was die Pflegenden unter guter Pflege verstehen, wird als Hauptgrund für einen Berufsausstieg genannt. «Leider hat man viel zu oft bei den PatientInnen nur Zeit für das Nötigste und Wichtigste, so dass die psychosoziale Ebene zu kurz kommt». Die sei jedoch wichtig, da sich eine gute psychische Verfassung auch positiv auf den Heilungsprozess auswirkt, meint Jenny. Auch im Alterspflegeheim entspreche ihre Tätigkeit oft nicht dem Ideal: «Zeit für Unterhaltungen oder Beschäftigung hat man als Pflegepersonal dort kaum, deshalb werden oft freiwillige Helfer angefragt.» Zu der unbefriedigenden Pflege kommt ein hoher Druck und viel Stress: «Man arbeitet so lange, bis man erschöpft ist und krank ausfällt. Diese Krankheitsausfälle kann man dann nicht decken und so machen andere Mitarbeitende Doppelschichten und arbeiten so lange, bis es denen nicht mehr gut geht und sie ausfallen.» Das hohe Stresslevel, sowie die unzureichende Pflege führe dazu, dass sie die Sicherheit zum Teil nicht mehr garantieren könne, meint Beatrice. «Zurzeit kann ich nicht dahinter stehen, wie ich arbeiten muss. Ich habe sehr grossen Respekt davor, dass auf diese Weise schwerwiegende Fehler passieren können.» Es sei unbefriedigend, den PatientInnen nicht gerecht werden zu können und nur gefährliche Pflege zu bieten, meint auch die diplomierte Pflegefachfrau des Inselspitals.

Letztlich spielt auch der Lohn eine Rolle in der Entscheidung vieler, dem Pflegebetrieb den Rücken zu kehren. «Wir werden sehr schlecht bezahlt, obwohl wir sehr viel Verantwortung haben» meint etwa Anita.

### Die Pflege im Teufelskreis

Das Ganze scheint eine negative Eigendynamik zu entwickeln: Es mangelt an gut ausgebildetem Pflegepersonal, weshalb die vorhandenen Pflegenden unter hohem Druck stehen, grosse Risiken eingehen müssen und dafür auch noch schlecht bezahlt werden. Dies führt wiederum dazu, dass viele aussteigen, was den Fachkräftemangel noch mehr verstärkt. Dieser jedoch, da sind sich alle befragten Pflegenden einig, ist nicht der alleinige Grund für die prekäre Situation in Spitälern und Heimen. Auch die Kostensenkungen und Sparmassnahmen in ebenjenen Institutionen fallen ins Gewicht.

Das Problem ist komplex und Lösungsvorschläge gibt es viele. Eines zeigen die Antworten der Pflegenden auf unsere Fragen aber eindeutig: Die Pflegeberufe brauchen mehr Anerkennung und Unterstützung. Zurzeit werden junge Pflegenden, die sich ihrer Arbeit gerne und mit voller Hingabe pflegebedürftigen Menschen widmen, regelrecht verheizt. Jenny bringt den Gefühlszustand vieler Pflegenden treffend auf den Punkt: «Die Arbeit mit Menschen ist zwar schön, aber sobald man den Tag beginnt, ist man schon im Stress. Meistens macht man Überstunden und am Abend zu Hause kann man auch nicht wirklich abschalten.» **text: noah pilloud, lukas siegfried, bild: noah pilloud \*Namen geändert**



**Monika Weder**  
Leiterin Geschäftsbereich Bildung und Mitglieder  
der Geschäftsleitung CURAVIVA Schweiz

«Obwohl in den letzten Jahren deutlich mehr Pflegepersonal ausgebildet wurde, kann der prognostizierte Bedarf nicht abgedeckt werden. Auf Verbandsebene engagiert sich CURAVIVA Schweiz deshalb vielfältig, so beispielsweise im Rahmen der nationalen Imagekampagne zur Förderung der Karrieren in der Langzeitpflege. Auch auf institutioneller Ebene werden Anstrengungen für attraktive Arbeitsbedingungen und eine bessere Bindung der Pflegefachpersonen an den Betrieb unternommen.»



**Yvonne Ribli**  
Geschäftsführerin SBK

«Der Mangel an Pflegefachpersonal ist dramatisch und trifft letztlich die Patientinnen und Patienten, also uns alle. Angesichts der tiefen Ausbildungszahlen ist der Handlungsbedarf immens. Aber genau so wichtig wie neue Fachkräfte für den Pflegeberuf zu begeistern ist es, die ausgebildeten Pflegefachpersonen im Beruf zu halten. Dafür braucht es attraktive und familienfreundliche Arbeitsbedingungen und genügend gut ausgebildetes Personal um die Menschen in immer komplexeren Krankheitssituationen bedarfsgerecht zu pflegen. Die Politik ist also dringend gefordert den Arbeitsgebern Anreize zu geben, um in die Pflegefachpersonen zu investieren. Die eingereichte eidgenössische Volksinitiative für eine starke Pflege bietet genau da Lösungen. Es ist nun an den verantwortlichen Politikerinnen und Politikern sich dafür einzusetzen, dass die Sicherheit der Patienten auch in Zukunft gewährleistet ist.»



**Christine Häslér**  
Nationalrätin Grüne

«Ich teile Ihre Sorge um die Pflege und die Arbeitsbedingungen der Pflegenden voll und ganz.

Deshalb bin ich beispielsweise als Mitglied des Initiativkomitees «für eine gute Pflege» aber auch politisch für eine Stärkung der Pflege aktiv.

Es braucht nicht nur einen grossen Einsatz im Bereich der Ausbildung sondern auch eine klare Stärkung der Pflegenden. Das heisst mehr Kompetenzen, faire Löhne, gute Arbeitsbedingungen.

Sparen bei der Pflege ist falsch weil es gleich mehrfach schadet; den Patienten, den Pflegenden und einer guten Grundversorgung.»



**Sebastian Frehner**  
Nationalrat SVP

«Die Pflegeberufe in der Schweiz gehören in der Tat zu jenen Berufen, bei denen ein Fachkräftemangel herrscht. Die Gründe für einen Stellenwechsel sind grundsätzlich vielfältig und lassen sich nicht generalisieren. Jedoch möchte ich festhalten, dass Menschen, die in der Pflege arbeiten, das Rückgrat unseres Gesundheitssystems darstellen und entsprechend auch für die Politik einen hohen Stellenwert haben.»

## Kommentar

### Die Uhr steht auf fünf vor zwölf

Die Bedeutung der Pflege wird unterschätzt. Weil im sozialen Bereich generell hoher Spardruck herrscht, findet ein Verdrängungseffekt statt, unter dem die Spitäler und Altersheime zusätzlich leiden. Im öffentlichen Bewusstsein fristet der Pflegenotstand ein Schattendasein – das muss sich dringend ändern. Pflegefachpersonen stehen unter aussergewöhnlichem Druck und werden dafür nur ungenügend entlohnt. Es verwundert nicht, kehren viele Ausgebildete dem Beruf nach wenigen Jahren den Rücken zu, und es sollte demnach auch nicht erstaunen, dass der Bedarf an gut ausgebildeten Fachkräften in der Schweiz nicht gedeckt werden kann. Zusätzliche Pflegefachleute aus dem Ausland einzustellen, ist für den hiesigen Gesundheitssektor also unumgänglich. Allerdings ist der Pflegepersonalmangel ein globales Phänomen. Nach Informationen des SBK werden bis 2030 neun Millionen PflegerInnen fehlen, internationale Organisationen (darunter die WHO) haben deswegen die Kampagne «Nursing Now» lanciert. Es braucht weltweit mehr Menschen, die sich für den Pflegeberuf interessieren und, das ist entscheidend, nach abgeschlossener Ausbildung auch in der Branche bleiben.

Politische Lösungen tun Not und dabei ist erst einmal wichtig, dass grosse Spitäler in öffentlichen Besitz bleiben. Sonst droht die Gefahr noch grösserer Sparrunden und schlechterem ArbeitnehmerInnenschutz, der Pflegeberuf würde noch unattraktiver. Notwendig ist aber das genaue Gegenteil. Ende November kam die «Volksinitiative für eine starke Pflege» zustande; sie fordert die Anerkennung und Förderung der Pflege als wichtigen Bestandteil der Gesundheitsversorgung. Dadurch bietet sich die Gelegenheit zu einem Diskurs in der breiten Öffentlichkeit – einen solchen braucht die Pflege dringend. Auch, weil in Zukunft der Bedarf weiter steigen wird. **lus; bilder: zvg**

# Wenn der Staat Heroin verteilt

Verschmutzte Kleider, ungewaschene Körper, Bierfahne. Wenn von Heroinabhängigen gesprochen wird, tauchen vor dem inneren Auge oftmals Bilder von Menschen am Rande der Gesellschaft auf. Doch es gibt auch die, die mit ärztlich verschriebenem Heroin einen Alltag inmitten der Gesellschaft führen.

Trotz der frühen Morgenstunde herrscht reges Treiben an der Allmendstrasse 10 in Thun. Hinter den Milchglasscheiben der Eingangstüren brennt Licht, immer wieder verlassen Personen in Arbeitskleidung das Gebäude. Dass viele dieser Menschen sich gerade Heroin gespritzt haben, passt nicht ganz ins Bild, das sich hier zeigt: Mit sicherem Schritt machen sie sich auf den Weg zu ihrem Arbeitsort.

Julian Krähenbühl, der hier als Sozialarbeiter angestellt ist, erklärt, dass etwa ein Drittel der rund 130 Personen, welche das Klientel der Ambulanten Suchtbehandlung Berner Oberland (ASBO) bilden, im regulären Arbeitsmarkt beschäftigt ist. Sie dürfen morgens als erstes in die Konsumräume, wo sie von Neonröhrenlicht und dem Geruch von Desinfektionsmittel empfangen werden. Einmal im Konsumraum, geht es schnell: Die Fachperson hinter dem Tresen zieht den Klientinnen und Klienten in eine Einwegspritze ihre Dosis Heroin auf, die sie sich dann am Konsumtisch injizieren. Von Heroin spricht hier jedoch kaum jemand, «Diaphin» steht auf den kleinen Glasflaschen, in denen das weisse Pulver mit sterilem Wasser für die Injektion aufbereitet wird. Konsumiert wird jedoch nicht nur reines Heroin, auch

Substitute kommen zum Einsatz. Das bekannteste unter ihnen ist Methadon, das oral eingenommen wird, ebenso wie L-Polamidon, Subutex und Sevre-Long. Es wird sorgfältig abgewogen, welche Substanzen am besten zur körperlichen Verfassung und den Bedürfnissen der Person passen, berichtet Krähenbühl.

## **Mit der Abhängigkeit durch den Alltag**

Christian Bergers\* Arbeitstag beginnt mit einer Spritze Heroin. «Ich gehe, wie viele Arbeitende, morgens um sieben Uhr auf den Zug. Anders als die anderen mache ich aber den Umweg zur ASBO, bevor ich zur Arbeit gehe». Den Personen, die im regulären Arbeitsmarkt beschäftigt sind, merke man nach dem Konsum kaum etwas an oder allenfalls nur ganz kurzfristig, erklärt Krähenbühl. Die Dosis ist so eingestellt, dass nach der morgendlichen Injektion kein Suchtdruck mehr besteht. Die Sättigung reicht bis zum frühen Abend, dann erhält das Klientel die zweite Ration, welche den Bedarf wiederum bis zum nächsten Morgen abdeckt. Berger arbeitet seit fünf Jahren auf dem Bahnhofsareal – begonnen hat der damals 53-Jährige als Teilnehmer des Arbeits-

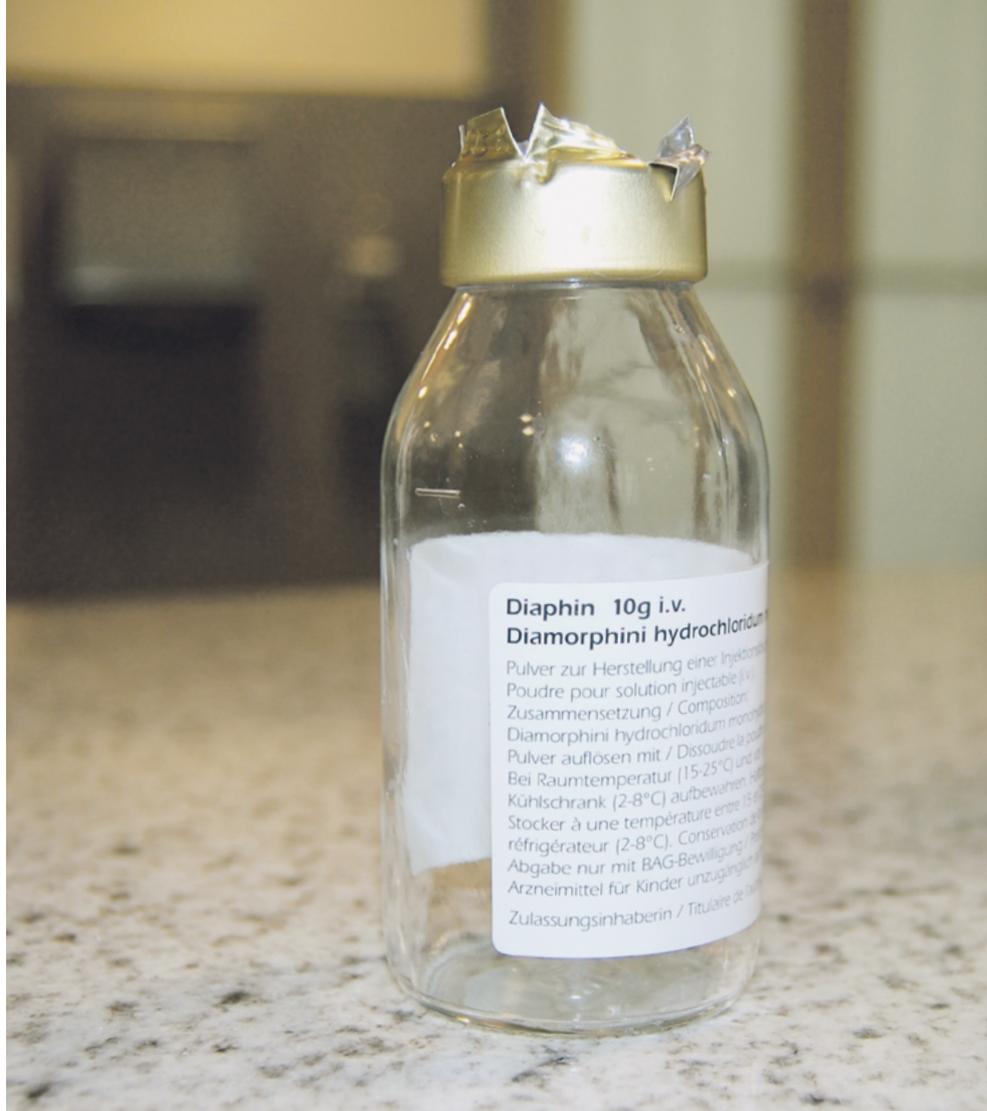
integrationsprogramms, heute ist er jedoch fest angestellt. Er schätze seinen Job, der für ihn mehr als nur Einnahmequelle und Tagesstruktur sei, so Berger. Mittlerweile fungiert er als Bindeglied zwischen den Leitenden und den Teilnehmenden des Integrationsprogramms und weiss, wie der Laden läuft. Aufgrund seiner Erfahrung und seiner Zuverlässigkeit wird ihm nun auch Verantwortung übergeben. «In der Vergangenheit habe ich mich oft vor Verantwortung gedrückt, weil ich wusste, dass ich sie nicht tragen kann», erinnert er sich.

Früher war einiges anders im Leben von Berger, der seit über 20 Jahren Heroin konsumiert. Den ersten Kontakt mit illegalen Substanzen hatte er im Alter von zwölf Jahren: «Ich musste damals ins Heim und habe mit dem Kiffen begonnen». Sein Start ins Berufsleben war harzig, Berger brach seine erste Lehre als Maschinenmechaniker ab. Das Bauernlehrejahr, das als Anschlusslösung diente, schloss er jedoch erfolgreich ab und machte zusätzlich eine Ausbildung in einer Autogarage. Im Alter von 19 Jahren wurde Berger Vater. Das junge Glück währte jedoch nicht lange – kurz nach Ende der Rekrutenschule trennte sich seine Partnerin von ihm und nahm auch seine kleine Tochter mit. «Als ich

nach Hause kam, sah ich Kartonkisten im Flur stehen. Meine Schwiegermutter hatte meine Tochter auf dem Arm und als ich sie zu mir nehmen wollte, erlaubte sie es mir nicht. Das hat mich sehr getroffen», erzählt er. Frau und Kind waren weg – ein Verlust, der ihn sehr mitnahm. Er versuchte, seinen Schmerz mit Alkohol zu betäuben. Mitten in der Krise traf er auf einen Bekannten, von dem er seinen ersten Schuss Heroin erhielt: «Dann setzt du dir diesen Schuss und alles wird mit einem Schlag egal. Die Sorgen sind weg, es tut dir nichts mehr weh». Doch das temporäre Glücksgefühl forderte einen hohen Preis. Zu Beginn habe er es noch geschafft, alles irgendwie unter einen Hut zu bringen, berichtet Berger. Er hatte noch Ersparnis und konnte sich durch verschiedene Arbeitsstellen immer wieder etwas dazu verdienen. Stoff zum Konsumieren war da, der Markt gut gesättigt, doch das Geld wurde immer knapper. An guten Tagen kostete ihn seine Sucht 300 Franken, an harten Tagen gab er bis zu 1'800 Franken für Stoff aus. «Ich hatte grosse Geldprobleme, war aber angewiesen auf den Stoff. So kam ich manchmal drei Stunden zu spät zur Arbeit, weil ich noch einen Deal aufziehen musste. Und am Abend das ganze Spiel von vorne. Wenn man dann noch übers Ohr gehauen wurde, hatte man richtig Pech gehabt», erinnert er sich. Es sind keine schönen Erinnerungen: «Für Geld habe ich vieles gemacht. Man fällt einfach in den Überlebensmodus».

#### **Substanzgestützte Behandlung als gesellschaftliche Aufgabe**

Sein Konsum hatte nicht nur finanzielle Auswirkungen. Gelbsucht, Hepatitis und ständiger Beschaffungsstress wurden seine Begleiter. «Der Dreck im Stoff macht dich kaputt, da wird zum Beispiel Waschmittel oder Strychnin, das früher als Rattengift eingesetzt wurde, als Streckmittel verwendet». Die Sucht scharfte immer tiefere Spuren in Bergers Gesundheit, er erlitt eine linksseitige Lähmung: «Der Arzt prognostizierte mir nur noch ein knappes Jahr».



Heroin wird in der Fachsprache als «Diaphin» bezeichnet.

Die Rettung erfolgte in letzter Sekunde – 1998 startete Berger seine Behandlung in der ASBO. «Ohne ASBO würde ich heute nicht mehr leben. Ich konnte zwar schon vorher legal Methadon beziehen, doch das hatte unangenehme Nebenwirkungen und nahm mir die Lust am Heroin nie. So konsumierte ich immer wieder Gassenheroin. Mein Körper hätte das nicht mehr lange

## **«Christian Bergers\* Arbeitstag beginnt mit einer Spritze Heroin.»**

mitgemacht». In der ASBO kann er Heroin ohne Streckmittel beziehen. Berger erklärt, dass nicht-verunreinigtes Heroin für den Körper gar nicht schädlich sei: «Heroin ist sehr nahe an dem, was der Körper auch selbst produziert». Krähenbühl bestätigt, dass reines Heroin eigentlich keinerlei physische Schädigungen zur Folge habe.

Die Gefahr einer psychischen Abhängigkeit bleibt jedoch auch bei sauberem Heroin unverändert hoch. Das Heroin, welches in der ASBO unter dem Handelsnamen Diaphin über die Theke geht, wird unter strengen Hygienevorschriften in völliger Geheimhaltung hergestellt. Rita Aschwanden, Leiterin der ASBO, erklärt: «Schweizweit produziert nur eine einzige Firma Diaphin.

Die Firmenadresse der Dia-Mo Narcotics GmbH ist zwar in Thun, doch wo genau ihre Produktionsstätte ist, wird streng geheim gehalten. Das Diaphin wird per Sicherheitstransport geliefert».

Die Substanzabgabe ist nur ein Teil der Aufgaben, welche die ASBO für ihr Einzugsgebiet, das in Münsingen beginnt und im hintersten Tal des Berner Oberlands endet, wahrnimmt. Die Pflegefachpersonen, Ärzte und Sozialarbeitenden, die in der ASBO Hand in Hand arbeiten, bieten eine umfassende Behandlung – dazu gehört neben der medizinischen Versorgung auch sozialarbeiterische

Unterstützung. Wichtigstes Ziel neben der Überlebenssicherung ist die Stabilisierung und die Verbesserung der Lebenssituation der Klientinnen und Klienten. Nicht allen stehen die Türen der ASBO offen, die Aufnahmebedingungen sind klar formuliert: Das Programm ist für volljährige Personen, die seit mindestens zwei Jahren schwer heroinabhängig sind und zwei Entzugsversuche in einer anerkannten Institution vorzuweisen haben. Zudem müssen schwerwiegende Probleme im physischen, psychischen oder sozialen Bereich vorliegen. Ein Kriterium, das bei vielen der ASBO-Klientinnen und -Klienten in allen Kategorien erfüllt wird. «Eine grosse Herausforderung im Suchtbereich ist die Komorbidität – eine Substanzabhängigkeit tritt kaum isoliert auf. Bei vielen Patienten wurden auch noch andere psychische Störungen diagnostiziert und oft steht es schlecht um die körperliche Verfassung. Nicht selten liegt auch das soziale Umfeld in Brüchen und die Wohn- und Arbeitssituation ist oftmals nicht optimal», so Krähenbühl.

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) definiert Heroinabhängigkeit in ihrem Klassifikationssystem ICD-10 als Krankheit. Daher wird die Behandlung in der ASBO, deren Trägerschaft durch den

geforscht, bisher leider erfolglos. Das wäre ein grosser Schritt nach vorne, wenn da ein Durchbruch gelingen würde».

#### **Verschriebenes Heroin zur Stabilisierung**

Dass in der ASBO und den anderen Schweizer Abgabestellen Heroin konsumiert werden kann, ist alles andere als selbstverständlich. «Wir sind noch immer eines der führenden Länder, was den Diaphinbezug angeht», berichtet Krähenbühl. Seit mehr als 20 Jahren hat die Schweiz die Pionierrolle inne – 1994 wurde hier weltweit zum ersten Mal eine staatliche, ärztlich kontrollierte Heroinabgabe eingerichtet. «Die Schweiz war zu dieser Zeit eine Art Mekka für Heroinsüchtige. Die grässlichen Bilder der Zustände am Letten oder auf dem Platzspitz in Zürich zeigten, dass Handlungsbedarf bestand. Die Gesellschaft musste sich eingestehen, dass ein massives Problem vorhanden war und dass reine Repression keine Besserung bringen würde. Die kontrollierte Abgabe war eine Reaktion darauf», erklärt Krähenbühl. Wenn man heute in Bern am Kocherpark oder an der Bundesterrasse vorbeigeht, ist es nur schwer vorstellbar, dass sich früher auch dort massenweise

## **«Ohne Heroinabgabe würde ich heute nicht mehr leben. Mein Körper hätte das nicht mehr länger mitgemacht.»**

gleichnamigen Verein gebildet wird, hauptsächlich über die Krankenkassen des Klientels finanziert, erklärt Aschwanden. Damit eine Person Heroin konsumieren darf, muss eine Verfügung vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) eingeholt werden. Die vom BAG gestellten Anforderungen bezüglich Qualitätssicherung rund um die Heroinabgabe sind streng. Kontrolle und Dokumentation seien sehr wichtig, um Transparenz zu wahren, so Aschwanden. Sie fände es zudem sinnvoll, wenn die Abgabestellen auch andere illegale Substanzen und deren Substitute abgeben könnten. «Es wird seit Jahren nach einem Substitut für Kokain

Suchtmittelabhängige in prekären Situationen aufgehalten haben. Dass dies so viel Vorstellungsvermögen braucht, spricht für den Kurs der Schweizer Drogenpolitik, der trotz wiederkehrendem Widerstand aus dem rechtsbürgerlichen Lager immer wieder vom Stimmvolk bestätigt wird. Krähenbühl ist es ein Anliegen, darauf aufmerksam zu machen, dass es keine Selbstverständlichkeit sei, dass die Zustände nun so sind, wie sie sind. «Wenn ich mir vorstelle, dass die Abgabestellen plötzlich schliessen würden – ich bin überzeugt, wir hätten innerhalb kürzester Zeit wieder desolate Zustände».



Illegale Drogen vom Staat sind für Krähenbühl kein Paradox, sondern stellen für ihn momentan die einzige adäquate Lösung dar. «Wenn ich in der Abgabe arbeite, fühlt es sich auch nicht so an, als würde ich Drogen rausgeben, sondern Medikamente, welche die Personen unterstützen, damit sie keine Drogen von der Gasse konsumieren», erzählt Krähenbühl. Die Gegner der kontrollierten Heroinabgabe stören sich daran, dass hier niemand dazu gedrängt wird, mit dem Konsum aufzuhören. Institutionen wie die ASBO würden die Abhängigkeit dadurch sogar unterstützen, so Stimmen aus dem gegnerischen Lager. Dazu meint Krähenbühl: «Es bringt nichts, einen Entzug zu forcieren, wenn die Person noch nicht dazu bereit ist. Da ist das Scheitern vorprogrammiert». Dass eine Abstinenz tatsächlich oftmals nicht das oberste Ziel einer Behandlung ist, macht für Krähenbühl Sinn: «Das Wichtigste ist, dass die Person ihr Leben leben kann, ohne dass sich alles nur um den nächsten Schuss dreht. Wenn sie arbeiten und sich finanzieren kann, wenn sie über stabile soziale Kontakte verfügt und es für die Person so stimmt, dann frage ich mich, warum das oberste Ziel Abstinenz sein muss. Für mich hat die Stabilisierung der Lebensumstände Priorität», argumentiert Krähenbühl. «Manche hingegen kämpfen den Kampf gegen den Substanzkonsum ein Leben



Der Konsumraum der Ambulanten  
Suchtbehandlung Berner Oberland (ASBO).

«Illegale Drogen  
vom Staat  
sind für mich  
kein Paradox,  
sondern stellen  
momentan die  
einzige adäquate  
Lösung dar.»

lang. Für sie gibt es nur Clean-Sein oder nicht. Ein Teil davon schafft es, unabhängig zu werden, viele nicht», berichtet Krähenbühl weiter. Durch gescheiterte Entzugsversuche würden bei manchen diesbezüglich jedoch Denkprozesse ins Rollen gebracht. Sie würden sich etwa eingestehen, dass sie süchtig seien und dass die Chancen schlecht stünden, dass sich dies in naher Zukunft ändern wird. Die heroingestützte Behandlung biete ihnen dann Unterstützung, um Schritt für Schritt ihre Lebenssituation zu verbessern, erklärt er. Stabile Lebensumstände steigern wiederum die Erfolgchancen für einen nachhaltigen Entzug. Wenn sich eine Person für diesen Weg entscheidet, wird sie von der ASBO ambulant begleitet.

#### Der andere Blickwinkel

Krähenbühl arbeitet seit vier Jahren in der ASBO und hat gelernt, auch kleine Erfolge zu schätzen: «Heute freut es mich, wenn sich jemand von einem Termin abmeldet oder eine Verspätung ankündigt, anstatt einfach nicht aufzutau-chen. Das ist zu Beginn einer Behandlung oftmals nicht selbstverständlich». Oftmals brauche es viel Zeit, um das Vertrauen zu den Menschen aufzubauen. Dies könne ein jahrelanger Prozess sein, so Krähenbühl. «Unsere Leute bringen nicht selten schwere Rucksäcke mit – sie haben oft-

mals viel Negatives erlebt». Die Geduld der Fachpersonen wird jedoch immer wieder belohnt. «Wenn dann jemand Initiative zeigt oder ein Angebot annimmt, dann ist man auf dem richtigen Weg. Zu erreichen, dass die Personen etwas verändern möchten, dass sie mit dir arbeiten wollen, ist die Herausforderung. Da muss man innovativ sein und die kleinen Schritte in die richtige Richtung wertschätzen können. Dass ich meine Fälle nicht nur abarbeite, sondern mir die nötige Zeit nehmen kann, schätze ich sehr».

Auch Berger erhält in der ASBO nicht nur Heroin, sondern eine umfassende Versorgung. Er schätzt es sehr, dass seine Bezugsperson und auch viele der anderen Mitarbeitenden ihn schon seit Jahren begleiten und gut kennen. Transparenz ist ihm wichtig: «Wenn ich im Austausch ehrlich bin, macht das vieles einfacher und ich erhalte so auch in schwierigen Situationen Unterstützung».

Seitdem Berger ein E-Bike besitzt, bewegt er sich mehr und hat gemerkt, dass ihm das guttut. Letztes Jahr hat er mit dem Rauchen aufgehört. Auch mit dem Heroin ganz aufzuhören, kann er sich jedoch im Moment nicht vorstellen. «Aber solange es mich nicht stresst, werde ich die Dosis schrittweise reduzieren». Seit er in der ASBO sei, erlebe er wegen seines Konsums auch praktisch keine negative Stigmatisie-

rung mehr: «Wenn ich jemandem erzähle, dass ich in der Abgabe bin, reagieren die meisten sehr erstaunt», berichtet er nicht ohne Stolz. Berger, der vom Leben eine zweite Chance erhalten hat, scheint zufrieden zu sein mit dem Alltag, den er nun führen kann. Sein Wunsch nach Weltfrieden wurde ihm zwar bis anhin verwehrt, doch er ist überzeugt, dass man auch im Kleinen etwas tun kann: «Man muss nicht versuchen, die Welt zu verändern. Wenn man mit dem Gegenüber gut auskommt, ist das schon viel wert. Geredet wird genug, zugehört wird zu wenig. Mehr zuhören und versuchen, den anderen zu verstehen, das würde schon viel ausmachen». Er ergänzt seine Aussage mit einer kurzen Parabel: «Wenn man zwei Personen sagt, sie sollen einen Apfelbaum malen, zeichnet jede einen anderen Baum. Genau darum ist es schwierig, Menschen wirklich zu verstehen, auch wenn sie die gleiche Muttersprache haben. Man müsste die gesamte Geschichte und die verdeckten Hintergründe des Gegenübers kennen, um erfassen zu können, wie die Person denkt und fühlt». **text & bilder: karin roethlisberger**

*\*Name geändert*

# XXY ungelöst

In Deutschland wird noch dieses Jahr die amtliche Unterscheidung zwischen drei Geschlechtern eingeführt. In der Schweiz liegt eine entsprechende Anpassung der Gesetze dagegen noch in weiter Ferne. Ohnehin ist aber unklar, wie sehr intersexuellen Menschen damit überhaupt geholfen wäre.

Am Ende steht das klare Ergebnis 7:1. Die Rede ist nicht vom Halbfinale der Fussball-Weltmeisterschaft zwischen Deutschland und Brasilien, das mit einem Debakel für das Gastgeberland Brasilien endete. Sondern von einem für Deutschland viel wichtigeren und gesellschaftspolitisch wie juristisch prägenderen Ereignis, das gut drei Jahre später nicht in Belo Horizonte, sondern in Karlsruhe stattfand. Am 10. Oktober 2017 entschieden die Richterinnen und Richter des deutschen Bundesverfassungsgerichts mit 7:1 Stimmen, dass das deutsche Geburtenregister künftig neben «männlich» und «weiblich» zusätzlich ein drittes Geschlecht zulassen muss. Deutschland ist neben Dänemark und Malta erst das dritte europäische Land, das eine solche Option vorsieht.

## Ein Geschlecht dazwischen oder daneben

Schätzungen der UNO gehen davon aus, dass zwischen 0,05 und 1,7 Prozent der Neugeborenen ohne eindeutig identifizierbares Geschlecht zur Welt kommen, also nicht in das typische Schema von männlich oder weiblich passen. Das Bundesamt für Gesundheit schreibt, dass in der Schweiz jährlich rund 40 Kinder mit uneindeutigen Geschlechtsmerkmalen zur Welt kommen. In einem Jahr wie 2016 entspräche dies ungefähr den von der UNO geschätzten 0,05 Prozent. Langfristige Erhebungen existieren jedoch nicht, bisher verlässt man sich auf Schätzungen.

Das Phänomen der Unbestimmtheit des Geschlechts wird als «Intersexualität» bezeichnet und ist nichts,

was sich leicht einfangen liesse. Schon allein der Begriff ist irreführend: Intersexualität hat nichts mit der sexuellen Ausrichtung der betroffenen Personen zu tun. Vielmehr wird eine Aussage über deren biologisches Geschlecht gemacht. Passender wäre daher etwa «zwischen-geschlechtlich» oder «Personen mit Varianten der Geschlechtsentwicklung». Doch selbst diese differenzierteren Ausdrücke sind nicht vor Kritik gefeit: Sie gehen von der bestehenden binären Geschlechterordnung, die nur zwischen Mann und Frau unterscheidet, als Referenzgrösse aus. Manche intersexuelle Menschen sehen sich indessen nicht «zwischen» den klassischen Geschlechtern, sondern ausserhalb von ihnen oder sie lehnen die Kategorisierung insgesamt ab. Modernere philosophische Strömungen wollen «Geschlecht» ohnehin als soziales Konstrukt und nicht als natürliche Tatsache verstanden wissen. Unser binäres Geschlechterdenken ist denn auch nicht universal: Von Eingeborenenstämmen Nordamerikas bis hin zu indischen Lebensgemeinschaften kennen viele Kulturen seit jeher weitere Geschlechter.

## Männlich? Weiblich? Beides?

Doch selbst wenn man sich auf eine einheitliche Begrifflichkeit einigte, bliebe immer noch das Problem der Definition. Denn was ist überhaupt «männlich» oder «weiblich» und wann weicht eine Person davon ab?

Zur Beurteilung des Geschlechts eines Neugeborenen würden verschiedene Merkmale miteinbezogen, schreiben die beiden Rechtsprofessorin-

nen Andrea Büchler und Michelle Cottier von den Universitäten Zürich und Genf in ihrem Aufsatz «Intersexualität, Transsexualität und das Recht». So könne neben der Beurteilung der Genitalien auch eine Untersuchung des Zellkerns und der Chromosomen durchgeführt, oder das gonadale Geschlecht bestimmt werden. Beim gonadalen Geschlecht geht es um die Bestimmung der Keimdrüsen (Eierstock oder Hoden). Diese sind verantwortlich für die Produktion der Keimzellen und der Sexualhormone.

In der Regel lässt sich so das Geschlecht einfach und schnell bestimmen. Es kommt aber vor, dass diese beobachteten Merkmale nicht miteinander übereinstimmen. So kann es zum Beispiel sein, dass ein Neugeborenes zwar einen männlichen Chromosomensatz hat (XY), die äusseren Genitalien jedoch komplett weiblich sind. Eine weitere Ausprägung ist das Klinefeltersyndrom. Die Person kommt mit einem XXY Chromosomensatz zur Welt, besitzt also gleichzeitig den typisch männlichen Chromosomensatz XY und den typisch weiblichen XX. Wichtig bei all dem ist: Intersexualität ist ein Sammelbegriff für eine Vielzahl an Variationen der Geschlechterentwicklung und lässt sich nicht klar eingrenzen. Stattdessen sind die Übergänge fließend: Bei einer sehr weiten Auslegung des Begriffs können sogar leichte Abweichungen vom «typisch» männlichen oder weiblichen Phänotyp als Intersexualität beschrieben werden, wie z.B. das Fehlen von Bartwuchs oder Stimmbruch bei einer männlichen Person.



### Rechtslage in der Schweiz

In Deutschland wird bei signifikanten Uneindeutigkeiten neu die Möglichkeit einer dritten Option eingeräumt. Wie diese lauten wird, ist noch nicht klar. Das Bundesverfassungsgericht schlägt «inter» oder «divers» vor, überlässt die Entscheidung aber dem Bundestag, der bis Ende 2018 eine Neuregelung treffen muss. In der Schweiz ist in diese Richtung bisher wenig passiert. 2012 wurde zwar ein Postulat zur Einführung eines dritten Geschlechts eingereicht. Dieses wurde jedoch im National- sowie im Ständerat abgelehnt. Erst in der vergangenen Wintersession tat sich erneut etwas. Ein von Sibel Arslan (Grüne) eingereichtes Postulat verlangt vom Bundesrat, zu prüfen, welche Folgen von der Einführung eines dritten Geschlechts im Personenstandsregister oder vom Verzicht auf die Erfassung des Geschlechts zu erwarten wären. Das Postulat findet über Parteigrenzen hinaus Unterstützung. Doch selbst wenn eine neue Regelung ausgearbeitet würde, dürften Jahre vergehen, bevor eine tatsächliche Veränderung einträte. Ausserdem ist ein Gerichtsentscheid, wie er in Deutschland gefällt

wurde, in der Schweiz so nicht denkbar: Im Gegensatz zu Deutschland kennt die Schweiz keine Verfassungsgerichtsbarkeit.

Wenn ein Gesetz die verfassungsmässigen Rechte einer Person verletzt, müssen Schweizer Gerichte das verfassungswidrige Gesetz anwenden. Die Schweizer Justiz darf das Parlament höchstens auf diesen Missstand hinweisen. Konkrete Gesetzgebungsaufträge können die Schweizer Richterinnen und Richter aber nicht erteilen – im Gegensatz zu ihren deutschen KollegInnen.

Die Einführung eines dritten Geschlechts ist somit alleine vom politischen Willen im National- und Ständerat abhängig und dem Druck der WählerInnen.

### Eine Scheinlösung

Hinzu kommt, dass die Einführung eines dritten Geschlechts gar nicht das primäre Anliegen vieler betroffener intersexueller Personen ist. Im Gegenteil, Daniela Truffer und Markus Bauer vom Verein *Zwischengeschlecht.org* haben die Nase voll vom medialen und politischen Hype um das dritte Kreuzchen im deutschen Geburtenregister: «Die politische Diskussion

**«Unser binäres Geschlechterdenken ist denn auch nicht universal: Viele Kulturen kennen seit jeher ein drittes Geschlecht.»**

um einen ‹dritten Geschlechtseintrag› in den letzten Jahren hat der Durchsetzung elementarer Menschenrechte von Intersex-Kindern weltweit klar mehr geschadet als genützt.» *Zwischengeschlecht.org* ist eine internationale Menschenrechtsgruppe, welche sich spezifisch für die Anliegen von intersexuellen Personen einsetzt. Die Gruppierung beurteilt die Neuerung in der rechtlichen Geschlechterordnung kritisch: Ein geharnischtes Antwortschreiben der Organisation auf eine Anfrage der *studizytig* bezüglich des Urteils des Verfassungsgerichts macht dies deutlich. Bedauerlich und bezeich-

Durch das Urteil befürchtet *Zwischengeschlecht.org* sogar eine Zunahme von operativen Genitalmutationen an intersexuellen Kindern: Durch die dritte Option würden Intersex-Kinder zu einem Outing gezwungen. Die Angst vor den Folgen des Rausfallens aus dem männlich-weiblichen Normraster erhöhe den Druck auf die Eltern, ihr intersexuell geborenes Kind durch einen chirurgischen Eingriff einem eindeutigen Geschlecht zuordnen zu lassen. Gegen diese Zwangsoperationen kämpft *Zwischengeschlecht.org* seit Jahren. «Die Eingriffe bedeuteten eine massive Verletzung des zentralen Men-

rig, in welchem er aufwächst, selbst wenn dieses Geschlecht manchen biologischen Variablen widerspricht. Grundsätzlich könne also das Geschlecht frei gewählt werden. In erster Linie soll aber die Ausbildung der Genitalien berücksichtigt werden. Ein Penis sei etwa dann genügend entwickelt, wenn er dem Kind das Urinieren im Stehen ermöglichen wird. Für eine ungestörte Entwicklung empfehlen die Autoren eine möglichst frühe Zuordnung. Trotz skeptischen Stimmen aus der Medizin vermochten sich die ‹Hopkins-Protokolle› als Standard zu etablieren.

Im Zweifel machten die Chirurgen Mädchen. Schliesslich sei es einfacher ein Loch zu machen, als einen Pfahl zu bauen, so der Amerikanische Urologe John P. Gearhart. Die ‹Hopkins-Protokolle› gelten heute als überholt. Der Fokus liege nicht mehr auf den äusserlichen Geschlechtsmerkmalen, sondern vielmehr auf der Frage, wie sich die Variante der Geschlechtsentwicklung später auf die Geschlechteridentität der Person auswirken könnte, so die Medienverantwortliche des Inselspitals Monika Kugemann.

Laut *Zwischengeschlecht.org* würden heutzutage aber immer noch 90% der Kinder, welche mit atypischen körperlichen Geschlechtsmerkmalen zur Welt kämen, einer Genitaloperation unterzogen. Solche Eingriffe seien heikel, da Eltern und Ärzte entscheiden, ohne dabei die Wünsche des Kindes berücksichtigen zu können. Diese Prozeduren seien ohne gesundheitlichen Nutzen und würden lediglich durch unsere Wertvorstellungen gerechtfertigt. Repräsentative Studien, ob solche Eingriffe tatsächlich noch stattfinden, liegen allerdings nicht vor.

Am Inselspital würden sicher seit 1992 nur noch medizinisch notwendige Eingriffe durchgeführt, so Kugemann. Notwendig sei ein Eingriff etwa, wenn der Harnleiter nur ungenügend ausgebildet sei, so dass Urin nicht ablaufen könne und es unmittelbar zu Infektionen kommen würde.

«Die internationale Datenlage erlaubt Rückschlüsse darauf, zu welchem Geschlecht sich andere Kinder mit ähnlichen Varianten bei Geburt später als Erwachsene selbst zugeordnet haben.» Die Eltern könnten aufgrund dessen entscheiden, ob sie einen entsprechenden Eintrag

## «Die politische Diskussion um einen ‹dritten Geschlechtseintrag› in den letzten Jahren hat der Durchsetzung elementarer Menschenrechte von Intersex-Kindern weltweit klar mehr geschadet als genützt.»

nend sei das geringe Interesse unserer Redaktion an den wirklichen Anliegen der zwischengeschlechtlichen Gemeinschaft: «In der Öffentlichkeit wird fälschlicherweise immer wieder postuliert, ein dritter Geschlechtseintrag sei angeblich die wichtigste oder gar einzige Intersex-Forderung, während gleichzeitig die andauernden Genitalverstümmelungen heruntergespielt und geleugnet werden.» Die meisten intersexuellen Menschen würden sich nämlich entweder zum männlichen oder weiblichen Geschlecht zugehörig fühlen. Der Personenstand sei somit für den Grossteil der Betroffenen kein oder höchstens ein marginales Thema. So war denn auch das Urteil des deutschen Bundesverfassungsgerichts ein Einzelfallentscheid. Zugeschnitten auf die Wünsche eines einzelnen Menschen. Die Bedürfnisse von Intersexuellen sind aber keineswegs einheitlich.

schenrechts auf körperliche Unversehrtheit, Selbstbestimmung und Würde», prangert die Organisation an. Im Weiteren hätten solche Unterfangen zudem oft schwerwiegende lebenslängliche psychische und physische Folgen für die Betroffenen. Statt einem dritten Geschlecht fordert *Zwischengeschlecht.org* deshalb «ein gesetzliches Verbot von kosmetischen Genitaloperationen an Intersex-Kindern und -Jugendlichen.»

### Nur medizinisch notwendige Eingriffe

Die wissenschaftliche Rechtfertigung für die Eingriffe im Kleinkindalter lieferte der Psychologe John Money gemeinsam mit den PsychiaterInnen Joan und John Hampson in den sogenannten ‹Hopkins-Protokollen› aus dem Jahre 1955. Laut den Autoren fühlt sich der Mensch demjenigen Geschlecht zugehö-

vornehmen lassen wollen. Diese Entscheidung alleine führe aber zu keiner chirurgischen Korrektur der Genitalien.

Jedoch kritisierte noch 2012 die Nationale Ethikkommission die Praxis der Zwangsoperationen. Und seit 2015 forderten insgesamt vier UNO-Ausschüsse – darunter der UN-Ausschuss für die Rechte des Kindes und der UN-Ausschuss gegen Folter – die Schweiz dazu auf, Eingriffe an Intersex-Kindern ohne deren Einwilligung zu verbieten. Bisher sind in der Schweiz aber keine konkreten rechtlichen Schritte erfolgt. Zuletzt haben der National- und Ständerat im Frühling 2017 die Petition von *Zwischengeschlecht.org* «Intersex-Genitalverstümmelungen verbieten» abgelehnt.

#### Wozu ein Geschlecht?

Bei alledem stellt sich die Frage nach der Notwendigkeit der rechtlichen Erfassung des Geschlechts. Denn klar ist: Das Problem der juristischen Einordnung intersexueller Menschen würde sich nicht stellen, wenn von vornherein auf die Erfassung des Geschlechts oder zumindest auf die Kategorisierung nach dem Geschlecht verzichtet würde. Zwar scheint der Trend momentan in eine andere Richtung zu gehen: Das eingangs erwähnte Urteil fordert eine weitere Eintragungsmöglichkeit; Facebook kennt satte 60 Geschlechtsidentitäten. Die Kategorie «Geschlecht» war aber seit jeher eine einschränkende. Aus ihrer Abschaffung entstünden nicht nur Vorteile für intersexuelle Menschen. So sähen sich auch Transgender-Menschen nicht mehr mit dem Problem konfrontiert, ihr «offizielles» Geschlecht dem ihrer Identität entsprechenden anzupassen. Das Recht würde nicht mehr weiter das binäre Geschlechtersystem zementieren, sondern könnte stattdessen progressiver gesellschaftlicher Entwicklung den Boden bereiten. Büchler und Cottier weisen darauf hin, dass durch die Abschaffung der Kategorie «Geschlecht» die Komplexität des Phänomens wiederhergestellt würde – einmal mehr könnte weniger mehr sein.

Auch wenn der Komplexität von Intersexualität und der zahlreichen Geschlechteridentitäten langfristig nur eine Abschaffung der rechtlichen Kategorie «Geschlecht» Rechnung tragen kann, darf nicht vergessen werden, dass kurz- und mittelfristig juristische Probleme ent-

## «Das Problem würde sich nicht stellen, wenn auf die Erfassung des Geschlechts verzichtet würde.»

stehen könnten. In der Schweizer Rechtsordnung gibt es viele Regelungen, die auf das Geschlecht einer Person abstellen. Dazu gehören etwa die Wehrpflicht und verschiedene Tatbestände des Sexualstrafrechts. Besonders stark stützen sich auch das Familien- und das Eherecht auf die Geschlechtszuordnung. So werden gleichgeschlechtlichen Paaren die Adoption ebenso wie die Ehe nach wie vor verwehrt. Die Abschaffung des Geschlechts als rechtliche Kategorie kann also nicht isoliert erfolgen, da sie einen wesentlichen Teil der Rechtsordnung umpflügen würde. Die grössten Probleme ergeben sich mithin beim Gleichstellungsgesetz: «Die dem hegemonialen Geschlechterdiskurs zugrundeliegende Bipolarität der Geschlechter kann durch die Abschaffung der rechtlichen Kategorie Geschlecht nicht einfach aufgehoben werden», stellen Büchler und Cottier fest. Daraus lässt sich schliessen: Wird dem Geschlecht sein rechtlicher Status entzogen, würde die Bekämpfung der Geschlechterdiskriminierung, etwa die Lohn Differenz zwischen Männern und Frauen, deutlich schwieriger. Es müssten neue Kontrollinstrumente geschaffen werden – ähnlich derer der Rassismusbekämpfung, schliesslich ist Rasse in der Schweiz keine rechtliche Kategorie.

#### Ein erster Schritt?

Es lässt sich eine Parallele ziehen: Genauso wenig wie die geschlechterspezifische Diskriminierung der Frau wird das tief verankerte binäre Geschlechterdenken sein abruptes Ende in einem neuen Gesetz finden. Nur weil ein drittes Geschlecht anerkannt wird, bedeutet das

noch lange nicht das Verbot von Zwangsoperationen oder die gesellschaftliche Akzeptanz von Personen, die nicht ins traditionelle Geschlechterschema passen. Stattdessen stellt sich die Frage, inwiefern das Recht ein Katalysator für gesellschaftliche Entwicklung sein kann. Recht und Gesellschaft stehen in einer ständigen Wechselwirkung. Das Recht wird einerseits nach der gesellschaftlichen Entwicklung geformt, indem Politikerinnen und Politiker Ideen und Stimmungen in die Parlamente tragen. Gleichzeitig verfestigen sich gesellschaftliche Strömungen durch das Recht. Während in den 70er-Jahren das Frauenstimmrecht noch umstritten war, ist heute eine Demokratie ohne Frauenstimmrecht schlicht nicht mehr vorstellbar. Natürlich ist die Einführung des Frauenstimmrechts nicht der Gesetzgebung zu verdanken. Dessen gesellschaftliche Konsolidierung hingegen schon.

In dieser Verstärkungsfunktion des Rechts sollte auch die Hoffnung der Befürwortenden der Einführung eines dritten Geschlechts liegen: Durch das «neue» Geschlecht können das klassische Schema aufgeweicht und bestehende, progressive Tendenzen gestärkt werden. Auf dem Fundament der Neuregelung kann dann ein Normenkonstrukt zum umfangreichen Schutz gegen die geschlechterspezifische Diskriminierung intersexueller Personen aufgebaut werden. Schlussendlich würde dadurch auch sichtbar, dass das derzeit vorherrschende Zweigeschlechtersystem dem gesellschaftlichen Wandel zugänglich ist und in Zukunft weiter ausgedehnt oder gar komplett überflüssig gemacht werden kann. Die Einführung des dritten Geschlechts ist im Schatten dieses Potentials zwar nur ein kleiner Schritt. Aber immerhin ein Schritt. **text: levin sommer, rahel schaad, yannic schmezer; bild: saare yosief**

# #Beeinflussung

Immer öfter werden Privatpersonen von Unternehmen als MarkenbotschafterInnen eingespannt. Sogenannte Micro-Influencer werben auf ihren privaten Profilen in den sozialen Netzwerken für deren Produkte. Der subtilen Beeinflussung mangelt es vielfach an Transparenz. Die Grenze zwischen gewöhnlichen Inhalten und Werbung verschwindet zusehends.

11. Dezember 2017: «Ohne Leistungsverlust & kabellos in den Montag starten, ein anderer Start, aber ein guter!» Auf dem Facebook-Profil von Fabio Truffer findet sich neben Selfies und Ferienfotos auch gelegentlich ein Post über einen drahtlosen Staubsauger. Was auf den ersten Blick nicht sichtbar ist: Es handelt sich dabei um Werbung. Denn Truffer ist Markenbotschafter für das Technologieunternehmen Dyson. Mit seinen rund 1000 FreundInnen auf Facebook zählt er in der Marketingwelt zu den sogenannten Micro-Influencern. Das sind im Gegensatz zu Macro-Influencern – Prominente mit hunderttausenden Followern – Menschen mit einem kleineren Einflusskreis, die aber oft in Nischen tätig und erfolgreich sind. Es kann sich bei Micro-Influencern aber auch um gewöhnliche Privatpersonen mit ein paar hundert Followern handeln.

In den Schweizer Nachbarländern Deutschland, Frankreich und Italien zählt jemand als Micro-Influencer, wenn er von einem bis zu 50'000 FreundInnen hat, die ihm auf Instagram, Twitter oder Facebook folgen. In der Schweiz ist der Markt nicht so gross. Micro-Influencer ist daher bereits jemand mit bis zu maximal 20'000 Followern. Dabei haben über 90 Prozent aller Social-Media-NutzerInnen in der Schweiz nur bis zu 1000 Follower.

«Meine Freunde wussten am Anfang nicht genau, warum ich das mache, bis ich ihnen die Erklärung dazu gegeben habe», sagt Truffer. In erster Linie habe ihn

das Projekt ansich sehr interessiert. «Ich bin ein begeisterter Social-Media-Benutzer – auch in Bezug auf Influencing, welches ich sehr gut aus meinem Job kenne.»

Äusserst zufrieden mit der Aktion von Dyson ist Dino Ceccato. Er ist Director Digital bei der Marketingagentur PRfact, welche sich als eine der ersten in der Schweiz auf Micro-Influencing spezialisiert hat. Ceccato war unter anderem verantwortlich für die Konzeption und Lancierung der Kampagne. Wie in der Marketing-Szene üblich, spart er nicht mit Anglizismen: «Wir haben gemerkt, dass die Leute stolz darauf sind, Social Ambassador einer Marke zu sein.» Viele seien weit über das hinausgegangen, was von ihnen erwartet wurde. Gesucht hat Dyson insgesamt 100 BotschafterInnen. Beworben haben sich über 400. Zusätzlich wurden MitarbeiterInnen von Dyson als BotschafterInnen mobilisiert. Ceccato und sein Team haben daraus die werbetauglichsten ausgewählt und ihnen anschliessend über mehrere Monate hinweg Infos und Videos zum kabellosen Staubsauger gesendet. Die Marke Dyson war darauf jeweils nicht gekennzeichnet. Den Botschaftern stand frei, das erhaltene Material zu posten und sich eigene Geschichten dazu auszudenken. Wichtig war lediglich, dass sie ihre Posts mit dem Kampagnen-Hashtag versehen.

«Die Grundidee des Influencer-Marketings ist, keine klassische Werbung zu betreiben, sondern Werbeinhalte direkt von authentischen und glaubwürdi-

gen Personen vermitteln zu lassen», so Ceccato. «Wenn ein guter Freund von etwas schwärmt oder etwas kritisiert, hat das einen viel grösseren Impact auf uns als eine Werbetafel.»

**«Wenn ein guter Freund über etwas schwärmt oder etwas kritisiert, hat das einen viel grösseren Impact auf uns als eine Werbetafel.»**

## **Digitale Form von Mund-zu-Mund-Propaganda**

Micro-Influencing ist laut Ceccato nichts Neues. Schon früher hätten Menschen am Stammtisch diskutiert und Empfehlungen untereinander ausgetauscht. «Heute ist das einfach online öffentlich und breiter zugänglich», sagt Ceccato. Eine digitale Form von Mund-zu-Mund-Propaganda sozusagen. Der wesentliche Unterschied ist jedoch, dass diese Influencer dafür bezahlt werden. Wenn nicht mit Geld, dann

zumindest mit Geschenken wie dem zu bewerbenden Produkt, Gutscheinen oder Eventtickets. So haben die BotschafterInnen im Rahmen der Dyson-Kampagne für ihre Posts einen kabellosen Staubsauger im Wert von rund 600 Franken erhalten.

Dabei ist Micro-Influencing im Vergleich zu TV-Spots und Werbeplakaten verhältnismässig günstig. «Ähnliche organische Reichweiten wie beim Micro-Influencing erreichen wir praktisch nirgendwo sonst», sagt Ceccato. Mit der organischen Reichweite ist die Anzahl der NutzerInnen gemeint, die ein Beitrag erreicht, ohne dass dafür bezahlt wird. Dies im Gegensatz zur Reichweite klassischer Online-Werbung, für welche Geld investiert werden muss, damit sie prominent auf einer Internetplattform erscheint. Ein weiterer Pluspunkt für die Unternehmen ist, dass mittels Influencer-Marketing die Werbelocker, die unterdessen die meisten BenutzerInnen installiert haben, umgangen werden können.

Auftriebverschaffte dem Micro-Influencing auch die starke Kritik an den grossen Influencern. «Viele Menschen auf Social Media haben versucht, ihr Profil zu monetarisieren und jeden Tag etwas anderes beworben», sagt Ceccato. «Das kratzt an der Glaubwürdigkeit und Authentizität». Auf privaten Profilen dürften Inhalte nicht zu offensichtlich als Werbung daherkommen.

Hinzu kommt, dass die Auftraggeber ihre Influencer vielfach nach der Anzahl der Follower auswählen. Das hat dazu geführt, dass sich Influencer gefälschte Follower kaufen oder sogenannte Bots einsetzen, die vorgeben, Personen zu folgen, in der Hoffnung, dass diese einem zurückfolgen.

#### **Mehr Likes und Kommentare**

Im Fall von Influencer-Marketing ist mehr aber nicht immer besser. Eine Studie des amerikanischen Marketingunternehmens Markerly zeigt, dass Personen mit einer kleineren Anzahl Follower im Verhältnis eine höhere Anzahl an Kommentaren und Likes erhalten. Influencer mit weniger als 1'000 Followern hatten eine sogenannte Engagement-Rate – Anzahl Fans, die auf einen Beitrag reagieren – von acht Prozent, jene mit bis zu 100'000 Followern nur noch eine Rate von 2,4 Prozent.



Dino Ceccato ist Director Digital bei der Marketingagentur PRfact.

PRfact arbeitet im Micro-Influencing unter anderem mit Bloggern und Lokalprominenz zusammen. Ihr Spezialgebiet ist die Rekrutierung von Micro-Influencern aus der bestehenden KundInnen- und MitarbeiterInnendatenbank eines Unternehmens. «Mitarbeitende und bestehende Kunden sind die wichtigsten Beeinflusser, da sie sich schon mit der Marke identifizieren», so Ceccato.

Ceccato prognostiziert, dass das Influencer-Marketing künftig noch stärker wachsen wird: «Momentan findet eine Professionalisierung statt, sowohl bei den Influencern selber als auch auf der Auftraggeberseite.» AuftraggeberInnen seien an einer längerfristigen Zusammenarbeit interessiert und würden Influencer immer öfters bereits in der Konzeptionsphase miteinbeziehen. So will man auch Patzer von Influencern aus der Vergangenheit vermeiden.

Wichtig ist laut Ceccato deshalb, Micro-Influencer nicht auf eine «Content-Sharing-Funktion» zu reduzieren: «Micro-Influencer dürfen sich nicht als Werbesäulen fühlen.» PRfact betreibt im Marketingjargon ausgedrückt «Social-Customer-Relationship-Management». Was auf Deutsch bedeutet, enge Beziehungen zu den Influencern zu pflegen. PRfact schreibt ihre Micro-Influencer deshalb immer persönlich an. Das geht automatisch mit der Software Social Seeder.

Diese wertet zudem aus, was die Influencer auf welchem Kanal geteilt haben und wie viele NutzerInnen gesamthaft erreicht wurden. Das Programm kann gar die Klicks bis auf die Website des werbenden Unternehmens verfolgen.

Wenn eine Kampagne einmal stockt, setzt PRfact Anreize, um die Werbeaktivitäten wieder ins Rollen zu bringen. Den kleinen BeeinflusserInnen werden zum Beispiel Exklusiv-Promotionen, bestimmte Informationen vorab oder ein Besuch an einem Event angeboten. Dies soll sie dazu bewegen, wieder vermehrt etwas zur Marke zu posten. Weil das Unternehmen die Micro-Influencer meist nicht mit Geld entlohnt, können diese nämlich zu keiner Aktivität gezwungen werden.

#### **Grenzen zwischen Inhalt und Werbung lösen sich auf**

Micro-Influencer haben inzwischen auch die Möglichkeit, die Werbeinhalte über private Nachrichten-Apps wie Whatsapp zu teilen. «Es geht je länger je mehr darum, persönlich zu kommunizieren», sagt Ceccato. Dabei wird die Abgrenzung zwischen normalen Beiträgen und Werbung künftig immer schwieriger: «Wir befinden uns in einer Gesellschaft, in der sich Grenzen zwischen Inhalt und Werbung auflösen. Man kann gar nicht mehr klar definieren, was Werbung ist und was nicht.»



Zürich, Switzerland

• Folgen



26. Dezember 2017 · S

Clean xmas... even with hel  
#Dysonv8moments #Dyson

Ever had the feeling  
you had to hug your vacuum cleaner  
because of it's awesomeness?

- Me neither. Until I met her. Berta 🙌❤️  
#dysonv8moments

- Always wanted to have a dyson since I was  
a little child (I was obsessed with their tv-  
spot 😄) & now that I finally got one I  
would NEVER EVER CHANGE AGAIN. Team  
Dyson anyone?

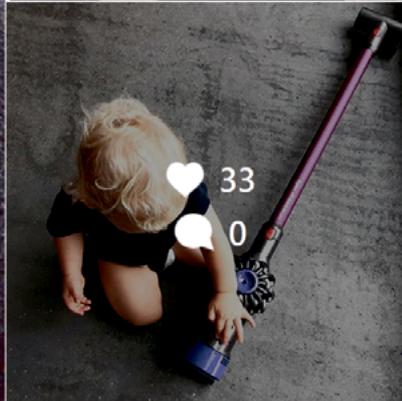


👍 Gefällt mir



10. Dezember 2017 · 🌐

Juhuuuu 😄 endlich ischer da! Passend zum baldige Wiehnnachtsstress  
bechume i jetzt im Huushalt tatchräftigi Unterstützig vo mim DysonV8 so geit  
z putze schnäuer u macht erst no Spass! #dysonv8moments #dysonv8



33

0

👍 Gefällt mir

💬 Kommentieren

➦ Teilen

👍❤️ 6



chlieren · 🌐

p of the youngest family member!  
v8



hat ein Foto und ein Video hinzugefügt.

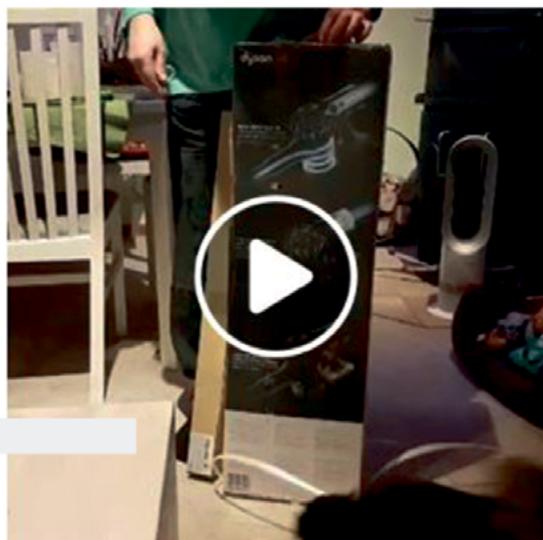
...

10. Dezember 2017 · Staffelbach AG · 🌐

### #Dysonv8moments

Selbst unsere tierischen Mitbewohner freuen sich auf unseren neuen DysonV8. Es gibt jede Menge nützliches Zubehör und eine irre Power für einen Akkustaubsauger und dabei nur halb so laut wie unser kleiner DysonDC.

Mich hat der V8 sofort überzeugt von seiner Leistung und Qualität.



Kommentieren

— · Folgen

Ohne LEISTUNGSverlust & kabelLOS in den Montag starten // ein anderer Start, aber ein guter!

#dysonv8moments #Dyson #Dysonbotschafter

So chamo doch d Wucha afa ☺

Du Profi 🤖

Very interesting 🤖

👍 4

1 Kommentar

👍 Gefällt mir

💬 Kommentieren

➦ Teilen



Du wirst wohl von dyson bezahlt, könnte fast ne Beschreibung aus ner Werbung sein 😊

Gefällt mir · Antworten · 11 W

🤖 1

Goes to show, theres no room for gender stereotyping in our home, especially when it comes to the duties of a domestic goddess.. or should I say domestic god.

He thinks our new #Dysonv8 Absolute+ cord free vacuum is the best thing we own right now, making cleaning up after the kids quick and easy, without any fuss.

Check out my stories for more, to see how cleaning really get done around here.

@dyson #workingwithdyson #DadLife #NoGenderStereotypes #Equality

Weitere Kommentare laden

Everything about this is great! 🤖

👍 680 Mal



Gefällt 281 Mal



Müssen wir in Zukunft ständig Angst davor haben, von FreundInnen und Bekannten durch Werbung subtil beeinflusst zu werden? Unwahrscheinlich, findet Ceccato. Nur wenige Personen könnten oder wollten Influencer werden. Zudem wisse jeder Influencer selber am besten, was in seiner Community gut ankommt und wolle sich vor dieser auch nicht lächerlich machen. Transparenz sei aber trotzdem ratsam. PR-fact habe deshalb ihren BeeinflusserInnen nahegelegt, ihre Funktion als MarkenbotschafterIn mit einem Post zu deklarieren.

Rechtlich befindet sich das Micro-Influencer-Marketing in einem Graubereich: Im Gegensatz zur Werbetätigkeit von Macro-Influencern, die bezahlte Beiträge auf vielen sozialen Plattformen transparent machen müssen, gibt es für die kleinen BeeinflusserInnen noch keine klare Regelung. Während etwa in Deutschland eine Kennzeichnungspflicht für Macro-Influencer besteht, gibt es in der Schweiz weder für das Macro- noch für das Micro-Influencing ein solches Gesetz. In einem Rechtsfall wäre die Wahrscheinlichkeit laut Ceccato aber hoch, dass die Rechtsprechung zugunsten des klagenden Follower ausfallen würde. Er vermutet deshalb, dass eine Kennzeichnung bald obligatorisch wird. «Ich gehe aber davon aus, dass die Community nicht-gekennzeichnete Werbung als solche erkennt.»

Anderer Meinung ist Andreas Fahr, Professor für empirische Kommunikationsforschung an der Universität Freiburg. Er findet es aus «wissenschaftlicher, gesellschaftlicher und ethischer Perspektive» problematisch, dass Werbung möglicherweise nicht als solche erkannt wird. «Werbung gehört nicht in den redaktionellen Teil eines journalistischen Produkts, ohne dass darauf hingewiesen wird», so

## «Ich gehe aber davon aus, dass die Community nicht-gekennzeichnete Werbung als solche erkennt.»

Fahr. Beiträge auf sozialen Netzwerken sollten sich an die gleichen Regeln halten wie der Print-Journalismus, der zwischen Nachricht und Meinung trennt, oder das Fernsehen, das zwischen Werbung und Programm unterscheidet.

Fahr macht zusätzlich auf ein weiteres Problem aufmerksam: Gemeinhin wird angenommen, dass die Glaubwürdigkeit der Influencer stark leidet, sobald klar wird, dass sie für ihre geteilten Inhalte bezahlt werden. Entgegen dieser Annahme beurteilen wir den Influencer jedoch trotz des Wissens um seine Käuflichkeit nicht als wesentlich weniger glaubwürdig. Diese sogenannte Glaubwürdigkeitsdiskontierung ist laut Fahr «erstaunlich oder erschreckend» gering.

### Vertrautheit stärker als Korruptionsverdacht

Als Beispiel zieht Fahr einen Vergleich zu Donald Trump. Zwar kenne jeder dessen Eigenschaften, Fähigkeiten und Haltungen, die Unterstützung für ihn bleibe aber trotzdem bestehen oder nehme sogar zu. «Nur auf Glaubwürdigkeit zu

starren, verdeckt viele Variablen im Persuasionsprozess», erklärt Fahr. Gerade in Entscheidungssituationen mit niedrigen psychologischen, sozialen oder auch materiellen Kosten und im Rahmen einer eher oberflächlichen Mediennutzung spiele die Attraktivität und Vertrautheit des Kommunikators eine grössere Rolle als der mögliche Korruptionsverdacht.

Fahrs Aussagen lassen sich teilweise auch am Beispiel von Fabio Truffer illustrieren. Truffer hatte am Anfang Zweifel, ob er auf seinem privaten Facebook-Profil Werbung für ein Produkt machen sollte. «Jetzt im Nachhinein kann ich aber sagen, dass die Zweifel vollkommen unbegründet waren. Es hat mich weder ein Kollege noch ein Bekannter darauf aufmerksam gemacht, dass er diese Posts als nicht sinnvoll oder unnötig erachtet», so Truffer. Manche hätten ihn sogar auf das Produkt angesprochen und seien mittlerweile selbst überzeugt davon. Trauffer postet also weiterhin für Dyson.

18. Dezember 2017: «Unabhängigkeit mal anders. Fühl dich frei und lass dir nicht von einem Kabel deine Unabhängigkeit rauben!» text & bild: dominique bitschnau, david burgherr

## Kein Bock auf Zahnbelag und schwarze Löcher?

In unmittelbarer Nähe vom HB Bern bieten wir dir top professionelle Behandlungen in familiärem Ambiente zum Sozialtarif an: TPW ZAZ 1, DH 0.8

Ausserdem bekommst du noch zusätzlich 2% Rabatt bei Bar- oder Kartenzahlung.

Wir freuen uns auf dich.

# Zahnärztliche Praxis Gutenberg

mail@zahnaerztliche-praxis.ch • 031 381 55 15 • Gutenbergstrasse 6 • 3011 Bern



# «Eine klare Meinung der reformierten Kirche als Institution gibt es nicht.»

Sie war noch keine 30 Jahre alt, als sie 2014 die Stelle im bekanntesten Berner Gotteshaus antrat. Münsterpfarrerin Esther Schläpfer kämpft mit den Folgen kantonaler Sparmassnahmen und setzt sich für mehr sonntägliche Symbolik ein. Wir haben mit ihr über exakte Wissenschaften, Nachhaltigkeit und Feminisierungstendenzen in der reformierten Kirche gesprochen.

**Im Gespräch mit dem Magazin «Beobachter» hast du den Wagemut zu deinem Lebensprinzip erklärt. Wann bist du das letzte Mal ins kalte Wasser gesprungen?**

Wohl bei meinem beruflichen Wiedereinstieg nach der Geburt meiner Tochter, als ich nach dem Mutterschaftsurlaub gleich wieder mit dem vollen Pensum anfang. Die Kombination von Beruf und Familie musste sofort klappen, da ich bei meiner Arbeit nicht einfach um fünf das Büro verlassen kann. In der Fastenwoche war ich beispielsweise jeden Abend bis um zehn Uhr im Kirchgemeindehaus. Diese schnelle Rückkehr war sicher ein Schritt ins Unbekannte.

**Beginnen wir von vorne. Wie kommt man dazu, Theologie zu studieren?**

Weil ich kaum einen Studiengang kenne, der so vielfältig ist: Geschichte, Philosophie, Musik, Sprachwissenschaft. Dies alles sind Teile der theologischen Lehre. Zudem besitze ich ein mathematisches Flair. Das eignet sich hervorragend für das Erlernen der alten Sprachen, denn diese funktionieren oftmals nach mathematischen Denkmustern. Und natürlich interessierte ich mich bereits damals für die ganzen philosophischen Fragen über Gott und die Welt.

**War es nur das Interesse an der Materie, welches dich zum Theologiestudium bewog, oder auch bereits die Aussicht auf einen bestimmten Beruf?**

Die Berufswahl war zu Beginn überhaupt kein Thema. Ich wollte einfach mehr über einen Bereich wissen, der in der Schulzeit komplett ausgeblendet wird. In der zweiten Klasse lernt man vielleicht etwas über die biblische Geschichte, aber das war's dann. Es war eher diese Abwesenheit, die mein Interesse an der Theologie weckte. Ich wollte etwas machen, das ich nicht bereits kannte.

**Gab es eine Alternative zur Theologie?**

Germanistik wäre der Plan B gewesen. Als ich aber sah, dass das Theologiestudium auch sprachwissenschaft-

liche Aspekte beinhaltete, war der Fall für mich klar. Rückblickend musste ich aber feststellen, dass die Vielseitigkeit der Theologie auch ein Nachteil ist. Ein wenig Geschichte, ein wenig Philosophie, ein wenig Sprachwissenschaft. Wir kratzten bei vielen Bereichen an der Oberfläche, ohne dass wir wirklich viel davon verstanden.

**Hast du an der Universität ein Spannungsfeld zwischen den Naturwissenschaften, welche die wissenschaftliche Exaktheit für sich beanspruchen, und der Theologie, bei welcher der Glaube Teil des Studiums ist, wahrgenommen?**

Zu meiner Zeit haben wir TheologInnen uns klar auch als exakte WissenschaftlerInnen verstanden.

**«Wenn wir ChristInnen so eine staatliche Ausbildung absolvieren dürfen, dann die anderen Religionen auch. Das wäre nur konsequent.»**

**Ist das inzwischen anders?**

Aus meiner Sicht hat sich das verändert. Es hat viel mehr frommere StudentInnen als zu meiner Zeit. Dies kann ein Vorteil sein. Denn wieso muss die Glaubenslehre die Ansprüche exakter Wissenschaft erfüllen? Weshalb müssen angehende TheologInnen jeden Bibelvers sprachgeschichtlich nach germanistischen Methoden analysieren? Wir könnten doch einfach eingestehen, dass wir die Bibel deshalb lesen, weil wir glauben, dass sie eine

grössere Bedeutung hat als andere Bücher. Weshalb tun wir dann trotzdem so, als ob wir exakte WissenschaftlerInnen wären?

**Gehört die theologische Ausbildung dann überhaupt noch an eine Universität?**

Persönlich habe ich es sehr geschätzt, an der Universität studieren zu dürfen. Ehrlicher wäre es aber, wenn die Kirche für die Ausbildung verantwortlich wäre.

**Sollte es die staatliche Ausbildung, wie es sie für den christlichen Glauben gibt, auch für andere Religionen geben?**

Ja. Wenn wir ChristInnen so eine staatliche Ausbildung absolvieren dürfen, dann sollten dies die anderen Religionen auch. Das wäre nur konsequent.

**2014 wurdest du mit 29 Jahren zur jüngsten Münsterpfarrerin aller Zeiten. Solltest du in deinem Alter nicht Mitglied einer Freikirche sein?**

Freikirchen waren für mich nie ein Thema. Die Frage ist aber natürlich berechtigt. In meiner Arbeit als Münsterpfarrerin arbeite ich mit Personen zusammen, die eine oder zwei Generationen älter sind als ich. Kaum jemand in meinem Alter besucht regelmässig die Kirche. Und diejenigen, die es interessiert, sind Teil einer Freikirche.

**Warum ist das so?**

Die katholische Kirche hat ihre klaren Aussagen. Es gibt Himmel und Hölle, ihre Haltung zur Homosexualität ist bekannt und was der Papst sagt, kann man jederzeit nachlesen. Ähnliche inhaltliche Klarheit herrscht bei den Freikirchen. Und irgendwo dazwischen bewegen wir uns.

**Die reformierte Kirche.**

Genau! Doch wer sind wir? Eltern, die bei uns ihr Kind taufen lassen, bitten mich, ihrem Kind unseren Glauben mitzugeben. Doch an was glauben die Reformierten? Jede Person darf sagen, was sie glaubt. Wir sind offen für alles. Das ist das Schöne daran, aber auch gleichzeitig das, was unseren Glauben für junge Menschen sehr unattraktiv macht.

**Gibt es Bestrebungen dieses Profil zu schärfen?**

Bis anhin waren wir immer eine Konfession, die sich gegen etwas gewandt hatte. Mit der Abspaltung von der katholischen Kirche wollten wir die Heiligen und die vielen Bilder nicht mehr. Aber was wollen wir stattdessen? Wir sind liberaler als die Freikirchen. Aber was heisst das konkret? Wenn mich MedienvertreterInnen anrufen und nach der Meinung der reformierten Kirche zu einem bestimmten Thema fragen, dann kann ich ihnen höchstens anbieten, meine persönliche Haltung darzulegen. Eine klare Meinung der reformierten Kirche als Institution gibt es nicht.

**Das sind jetzt aber keine konkreten Massnahmen, wie man ein Profil schärfen kann.**

Eine Möglichkeit ist es, dass wir die Gottesdienste wieder vermehrt feierlicher gestalten. Den Weihrauch und viele heilige Gegenstände lehnte man lange als Brimborium der katholischen Kirche ab. Genauso wie Kerzen und Musik! Kerzen sind aber nicht gefährlich, weil sie traditionell als katholisches Element wahrgenommen werden. Zudem darf es auch mal eine Wechselrede geben. Ich denke, es tut gut, die reformierten Gottesdienste hin und wieder aus ihrem Korsett der «Kargheit» zu befreien, das aus einer überlangen Predigt mit Umrahmung durch Lied und Gebet besteht.

**Ein Schritt zurück, hin zu mehr Symbolik?**

Ja, das ist sicher eine Möglichkeit, greifbarer zu werden.

**Mit deiner Anstellung und jener von Pfarrer Beat Allemann kam es 2014 zu einem Generationenwechsel im Münster. Sein Vorgänger und deine Vorgängerin waren beide deutlich älter. War das eine bewusste Entscheidung der Kirchgemeindevantwortlichen?**

Ja. Man hatte sich sicher erhofft, dass dadurch vermehrt auch wieder Junge in die Kirche kommen. Es wäre aber ein Fehler zu denken, dass dies so einfach geht. Die Möglichkeiten im Gottesdienst

## «Es gab einen alten Mann, der mich fragte, ob er nach 80 atheistischen Jahren nun jeweils am Sonntag zu mir in die Kirche kommen dürfe. Von Herzen gern!»

sind viel zu limitiert. Es gibt aber andere Angebote, wie zum Beispiel die KUV-Gottesdienste, der Berner Münster Kinder- und Jugendchor, die Fastenwoche oder die Auferstehungsfeier am Ostermorgen bei Sonnenaufgang. Da hat es dann auch Gleichaltrige dabei. Man kann aber nicht erwarten, dass man aus dem Nichts Junge anziehen kann, welche zuvor nie in Kontakt mit der Kirche gestanden sind. Das macht die Jugendarbeit umso wichtiger.

**Weshalb braucht der postmoderne Mensch überhaupt noch eine Institution wie die Kirche?**

Ich sehe mich als Traditionalistin. Mir ist es wichtig, dass es in unserer Gesellschaft eine Institution gibt, die die christlichen Traditionen wahrtr. Weshalb haben wir an Ostern und Weihnachten frei? Oder an Auffahrt? Wenn es keine Kirche mehr gibt, dann gäbe es auch keinen Anlass mehr für diese Freitage. Klar, andere Rituale, wie der Schokohase an Ostern, sind wichtiger geworden. Das hat aber nichts mehr mit dem christlichen Glauben zu tun. Deshalb braucht es die Kirche als einen Ort, an dem das Ursprüngliche dieser Festtage noch gelebt wird.

**Einzig als Hüterin der christlichen Tradition dürfte es aber schwierig werden, sich auf Dauer behaupten zu können.**

Der Kirche kommt ebenso eine gesellschaftspolitische Rolle zu. Wir könnten unser Profil schärfen, indem wir uns als wertkonservative Stimme im öffentlichen Diskurs positionieren. Das wollen wir aber nicht. Das Ziel der reformierten Kirche sollte es stattdessen sein, Antworten auf die Fragen von heute geben zu können. Wie ist mit der Flüchtlingsfrage umzugehen? Was bedeutet ein Aufkommen des Islams in unserer Gesellschaft für das Christentum?

**Wäre eine stärkere missionarische Tätigkeit eine Möglichkeit, um mehr Menschen in den sonntäglichen Gottesdienst zu bringen?**

Meiner Meinung nach ist der Gang in die Kirche ein persönliches Bedürfnis oder nicht. Es gab einen alten Mann, der zu mir kam und sagte, dass er 80 atheistische Jahre hinter sich habe, und mich fragte, ob er nun jeweils am Sonntag zu mir in die Kirche kommen dürfe. Von Herzen gern! Alle sind willkommen. Es gibt Eltern, die kommen für die Taufe ihres Kindes einmal in die Kirche und dann vergessen sie uns wieder. Das finde ich völlig legitim. Wir sind einfach da. Das ist das, was ich unter offen verstehe.

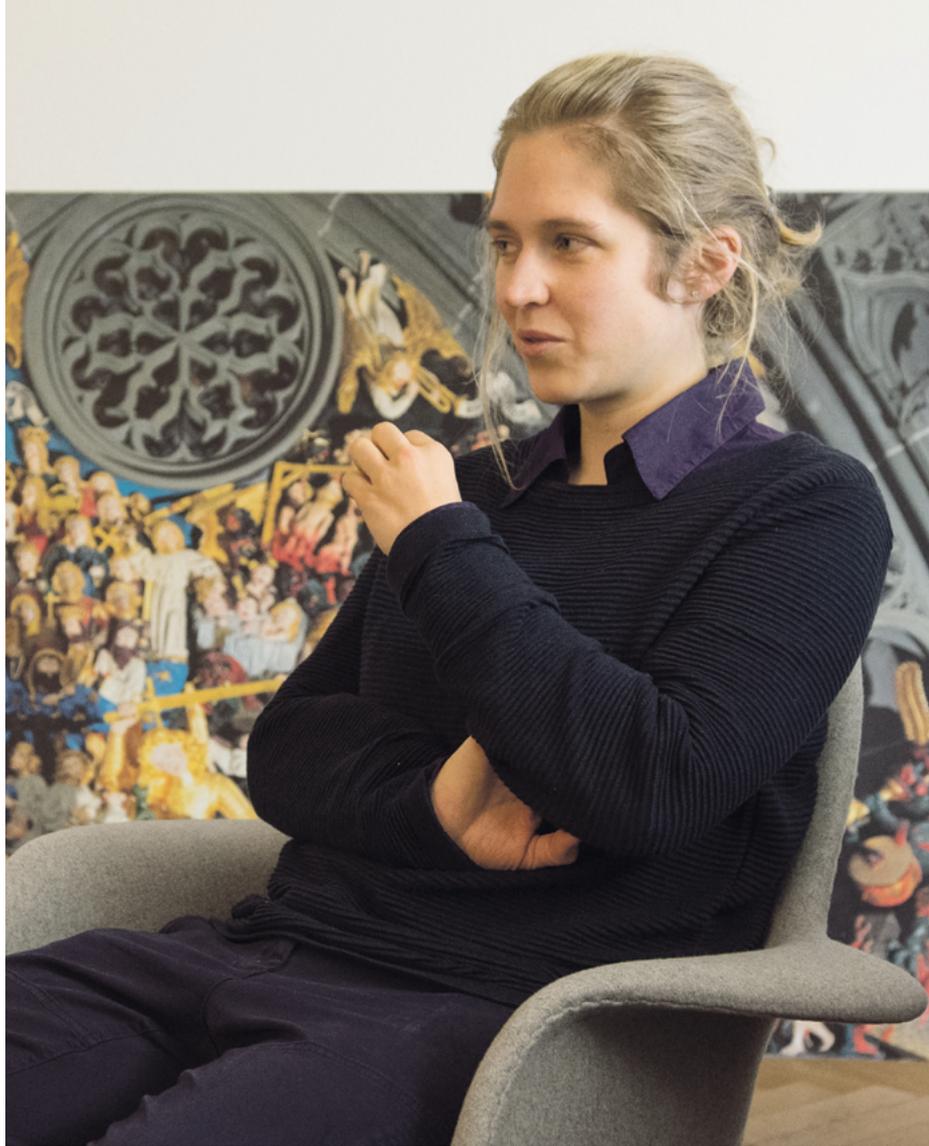
**Das sehen wohl aber nicht alle so.**

Natürlich gibt es auch Stimmen, die verlangen, dass die reformierte Kirche missionarischer auftreten sollte. Dass wir wieder auf den Bahnhofplatz stehen und verkünden, was die Bibel eigentlich sagt. Ich finde: Wir sind da. Kommt, wenn ihr uns braucht. Und dann sind wir gefordert.

**Der Glaube als eine individuelle Angelegenheit. Was bleibt da der Kirche als aktives Tätigkeitsfeld?**

Unsere Aufgabe ist sicher die Bildung. Als Katechetin und im Rahmen der Jugendarbeit erkläre ich, was es überhaupt heisst, reformiert zu sein. Oder christlich im Allgemeinen. Das Einzige, was aber für später zählt, ist, dass die Kinder und Jugendlichen wissen, worin unser Angebot besteht und wo sie es abholen können. Bei Beerdigungen sieht man es sehr schön. Wenn die Leute wirklich wollen, dann kommen sie auch.

**«Auch ich hatte im Studium meine feministische Phase. Und ich bin mir sicher, dass die auch wiederkommen wird.»**



**Den gesellschaftspolitischen Auftrag der Kirche hast du bereits angesprochen. In deiner Sonntagspredigt war der Begriff des «zero-waste» ein Thema. Dieser diene oftmals nur zur Gewissensberuhigung. Wie ist dies zu verstehen?**

Grundsätzlich sind wir uns sehr wohl bewusst, wie ein rücksichtsvolles Zusammenleben auszusehen hätte. In der ganzen Stadt Bern gibt es überall Geschäfte mit nachhaltigem Konzept, wie die Äss-Bar oder zahlreiche Bioläden. Wenn ich mit den Jugendlichen der K UW das Thema Nachhaltigkeit behandle und diese Geschäfte besuche, erkennen alle die Problematik. Dann machen wir Mittagspause und sie gehen sich in den McDonalds einen Burger kaufen. Das stört mich! Sind wir bereit, für eine gute Idee etwas auszugeben oder reicht es uns zu wissen, dass es eine Äss-Bar gibt, damit wir mit gutem Gewissen den BigMac runterschlingen können?

**Nachhaltigkeit und Kirche scheinen zusammen zu passen. Die anglikanische Church of England forderte ihre Mitglieder anlässlich der Fastenzeit zu einer «Plastic Challenge» auf. Ziel war es, den persönlichen Plastikverbrauch während dieser Zeit zu minimieren. Zur Unterstützung gab es einen Fastenkalender mit Verzichtsmassnahmen als PDF-Download.**

Das finde ich super! Die Fastenzeit eignet sich hervorragend für solche Anliegen. Es gefällt mir, wird so das Thema der Nachhaltigkeit mit dem Kalender des Kirchenjahres verknüpft. Schön wäre es, wenn auch wir von der Münstergemeinde uns mehr engagieren könnten. Bei der Heiliggeistkirche beispielsweise läuft es sehr gut. Die haben mit Andreas Nufer jemanden, der sich sehr stark für gesellschaftspolitische Anliegen engagiert und damit auch Erfolg hat. Das «Foodsave-Bankett» und weitere ähnliche Projekte sind der Beweis dafür.

**Und wie engagiert sich die Münstergemeinde?**

Wir bieten die Fastenwoche an und sammeln sonntags für die Projekte von «Brot für alle» oder vom HEKS. Aufgrund der Sparmassnahmen und den Strukturveränderungen in der Stadt Bern drehen wir uns im Moment aber vor allem um uns selbst. Vom Standort her wäre das Münster ein idealer Ort für ein ähnliches Engagement wie bei der Heiliggeistkirche, doch im Vergleich zu ihnen fehlt uns da auch eine gewisse Tradition. Das ist ein wunder Punkt, den du da ansprichst.

**Wäre da eine Zusammenarbeit zwischen den Berner Kirchgemeinden nicht naheliegend?**

Grundsätzlich sehr gerne. Es ist ja nicht so, dass wir komplett voneinander abgekapselt existieren. Die anderen PfarrerInnen treffe ich auf Pfarrkonferenzen oder in Pfarrvereinen. Zudem gibt es auch gesamtstädtische und Innenstadtgottesdienste, bei welchen wir alle zusammen in die Kirche gehen. Wenn man aber nur vier

von 120 Gottesdiensten im Jahr zusammen abhält, dann ist das bescheiden. Vielleicht müssten wir auch verstärkt auf die anderen Gemeinden zugehen und aktiv die Zusammenarbeit suchen.

**Zuvor hast du bereits die kantonalen Sparmassnahmen im Kirchenbereich erwähnt. Was hat das für Konsequenzen für das Münster?**

Unser Problem ist, dass wir die kleinste aller Stadtberner Kirchgemeinden sind. Zu unserem Gebiet zählt einzig die Altstadt, in der kaum Familien wohnen, und das Kirchenfeld. Dadurch sind die uns zustehenden finanziellen Mittel gering, doch wir haben das teuerste Gebäude. Deshalb mussten wir sowohl das Münster wie auch das Kirchgemeindehaus bereits verkaufen. Uns gehört praktisch nichts mehr. Die Hülle des Münsters gehörte immer schon der Stadt. Und mit dem Verkauf des Betriebs an die Gesamtkirchgemeinde habe ich jetzt denselben Anspruch auf das Münster wie die PfarrerInnen von Bethlehem oder Bümpliz. Wir haben nur noch zwei Räume für Unterricht, Sitzungen und alle Anlässe.

**Wie beeinflusst dieser Spardruck deine persönliche Arbeit?**

Das Münster ist aufgrund seiner Grösse und Ausstrahlungskraft sehr beliebt. Von den 150 bis 200 Personen, die unseren Gottesdienst besuchen, ist höchstens ein Viertel aus unserem Gemeindegebiet. Der Rest kommt von ausserhalb. Dasselbe bei Taufen oder Beerdigungen. Von überall kommen Eltern und Angehörige her und bitten mich, ihre Kinder zu taufen oder ihre Angehörigen zu beerdigen. Ich mache das auch gerne. Bezahlt werde ich aber nur für jede Seele aus dem Kirchenfeld oder der Altstadt. Alle anderen kommen zu mir, zahlen jedoch den Pfarrer oder die Pfarrerin an ihrem Wohnort. Das führt zu einem enormen Druck. Jede Taufe, die von auswärts kommt, müssten wir eigentlich ablehnen.

**Könnte von der Ausstrahlungskraft des Berner Münsters nicht auch profitiert werden?**

Natürlich! Das Münster ist überall präsent. Es gibt kaum ein Foto von Bern, auf dem nicht irgendwo noch die Spitze des Münsterturmes zu sehen wäre. Dieses Potential könnte man nutzen. Das Basler Münster hat dies getan und verfügt heute über einen hervorragenden öffentlichen Auftritt. In Bern gibt es da noch grosses Steigerungspotenzial. Vielleicht wäre es für den Anfang nicht schlecht, wenn wir für jeden Abdruck unseres Münsters etwas verlangen würden. (lacht)

**Wechseln wir das Thema.**

**2014 äusserte Gottfried Locher, der Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes, in der Weltwoche sein Unbehagen gegenüber der angeblichen Feminisierung der Kirche. Er habe nichts gegen Pfarrerinnen, sagte er, aber wenn nur noch Frauen predigen würden, dann würde sich alles ändern: die Themen, die Bilder, die Formulierungen, und irgendwann würden dann die Männer nicht mehr in die Kirche kommen.**

Ich kann nachvollziehen, was Locher damit sagen will. Ich habe persönlich mal mit ihm gesprochen und ihn danach gefragt, wie seine Aussage zu verstehen ist. Es geht ihm vor allem um die sogenannte Feminisierung der Sprache. Gottfried Locher irritierte in erster Linie der Bruch mit traditionellen Formeln wie «im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes». Das kennt man seit eh und je. Wenn dies nun ersetzt wird mit «im Namen der Heiligen Geistkraft, die uns Flügel verleiht, das Herz öffnet, die Augen und die Wimpern aufschlägt», dann gehöre ich auch nicht zu denjenigen, die das schön finden. Das Aufbrechen traditioneller Formeln ist es vermutlich, was Locher stört. Da sowohl Vater und Sohn wie auch der Heilige Geist allesamt männliche Subjekte sind, wurden sie im Rahmen einer sprachlichen Feminisierung abgewandelt. Männer können aber genauso die weibliche Form verwenden wie wir Pfarrerinnen. Die Sprache ist nicht geschlechterspezifisch gebunden.

**Stört dich dieser bewusst differente Sprachgebrauch?**

Nein, ich kann das nachvollziehen. Mittlerweile gibt es ja auch viele Männer, die routinemässig von der Heiligen Geistkraft sprechen. Auch ich hatte im Studium meine feministische Phase. Und ich bin mir sicher, dass die auch wieder kommen wird. Ich gehöre aber definitiv nicht zu jenen, die Berührungängste mit traditionellen Formeln haben. Bloss weil ich persönlich die traditionelle Formel bevorzuge, muss das nicht zwingend bedeuten, dass ich ein männliches, machohaftes Gottesbild besitze. Ich kann immer noch die Vorstellung eines Gottes mit weiblichen Aspekten pflegen. Dazu muss man nicht sämtliche etablierten Formeln über Bord werfen. Wenn wir nur noch weibliche Formen benutzen dürfen und jede Pfarrerin gelyncht wird, weil sie «im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes» sagt, dann ist das ja auch nicht der Sinn der Feminisierung. Die Formeln sind Zugänge zum persönlichen Glauben. Und mein Zugang ist nun mal die traditionelle Variante. Ich finde, wir sollten einander einfach leben lassen.

**Wäre eine solche Änderung nicht auch eine Chance, um mehr Menschen in die Gottesdienste zu bringen?**

Möglicherweise. Für mich ist aber klar, dass es authentisch sein müsste. Ich weiss nicht, wie es ankommen würde, wenn ich ab nächster Woche plötzlich meinen Sprachgebrauch komplett umstellen würde. Wir haben aber auch ProfessorInnen von der Universität, die immer mal wieder bei uns predigen. Da weiss man genau, welche zwei Professorinnen alle Psalmen umschreiben. Die haben dann genauso ihre Fangemeinde, wie jene, die dies strikt nicht tun. Ich finde das super und extrem authentisch. Selbst gehe ich gerne in solche Gottesdienste. Es gehört beides in die Kirche. Denn schlussendlich entscheidet in der Frage über Leben und Tod nicht, ob ich diesem Gott nun Mutter oder Vater oder was auch immer sage. **text: sven niederhäuser, mathias streit; bilder: sam von dach**

Kevin (5) aus Bern fragt:

## Sind wir bald da?

Mein Kind,  
erstmal lässt du das Getrete gegen den Vordersitz und nimmst den Daumen aus dem Mund. Du bist echt zu alt dafür, Kevin! Und: Wir sind da, wenn wir da sind!

Ich geb's zu. Bin vielleicht ein, zwei Mal falsch abgebogen. Ist vielleicht doch etwas dran, an der Unergründlichkeit meiner Wege? Aber du gibst mir ja auch die alleinige Scheiss-Verantwortung! Du in deinem läppisch-irdischen Kindersitzchen bist mir nicht gerade eine Hilfe – nicht mal selber angurten konntest du dich. Dein ganzes Leben schon kutschiere ich dich durch die Gegend, und du quengelst mir von hinten die Ohren voll: Wann wir da sind; warum die Heizung dermassen aufgedreht ist, dass dein Softice schmilzt; warum wir nicht bei Mäckes gehalten haben. Ichverdammich! Wenn doch nur meine Mutter – möge ich sie selig haben – da wäre. Die wüsste, was zu tun ist.

Nichts ist dir gut genug. Doch mal selber Verantwortung übernehmen? Ah-ah! Die Riesensauerei mit dem Slushie zum Beispiel – angeblich, weil ich so abrupt gebremst habe. Dass ich nicht lache! Ich hab doch gesehen wie du, den Slushie auf dem Schoss, deine fetten Wurstfingerchen nach der Chipstüte ausgestreckt hast. Noch ein Stückchen, noch ein Stückchen, die Schweinsäuglein glänzend vor Gier. Und zack! Neon-gelbe Sintflut in die Sitzritzen. Teufel nochmal! Und wie sich unsere Blicke im Rückspiegel treffen: Ich glaubs nicht! Der vorwurfsvolle Blick; die gelb-verklebten Patschehändchen mit den angeekelt abgespreizten Fingerchen anklagend erhoben! Gegen mich! Was in meinem Namen hatte ich damit zu tun!?

Dass du seit der Geschichte mit dem Apfel von jenem verbotenen Bäumchen, Früchten gegenüber etwas skeptisch bist und lieber diese Fast-Food-Scheisse in dich reinstopfst, mag meine Schuld sein. Bad Parenting, meinerwegen. Aber jeden Schlammassel mir anhängen? Nene, Junge. Doch du machst das immer! Sobald die Kacke in den Ventilator klatscht: Schnute ziehen, Blick hoch zu mir. Systematisch und institutionell!

Und du weigerst dich ja auch, gross zu werden, Mensch! Seit gefühlten zweitausend Jahren benimmst du dich wie ein Kleinkind. Werd erwachsen! Ich hab's satt, für alles geradezustehen. Und du musst lernen, was es heisst, das eigene Tun zu verantworten, verstehst du?

UND NIMM DEN SCHEISS-DAUMEN AUS DEM MUND, KEVIN!  
ODER DU LÄUFST!

Allmächtige Grüsse

Dein Gott, JHWH, Allah, wie du willst – oder halt: Dein Experte les

Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnenteam nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. **Sende jetzt deine Frage an [frage@studizytig.ch](mailto:frage@studizytig.ch) und GEWINNE zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.**

# Beratungsstelle der Berner Hochschulen

## Beratung / Coaching

Persönliche Beratungen zu Themen wie: Studiengestaltung (Studienplanung, Studienfachwechsel und Fächerkombination, Alternativen zum Studium, Koordination von Studium und Erwerbsarbeit, Studium und Familie, Studienfinanzierung), Arbeits- und Lerntechniken und Bewältigung von Prüfungen, Laufbahnplanung und Berufseinstieg, Konflikte in persönlichen und studienbezogenen Beziehungen, Schwierigkeiten, Krisen und persönliche Entwicklung.

Mailberatung für Studierende zu Informationsfragen und bei persönlichen Anliegen unter [www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch](http://www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch)

Unsere Angebote sind vertraulich und unentgeltlich. Telefonische oder persönliche Anmeldungen nimmt das Sekretariat entgegen.

## Information

Infos, Tipps und Downloads zu Lern- und Studienkompetenzen, z.B. zum Lernen, zum wissenschaftlichen Schreiben, zum Referieren, zur Prüfungs- und Stressbewältigung, gegen das Aufschieben (Prokrastination). Wegweiser zur Studienfinanzierung. Hilfreiche Infos und Materialien zu verschiedenen Studienphasen: Studienbeginn, Übergang Bachelor-Master, Doktorat sowie zum Berufseinstieg: Kompetenzprofil, Berufsfelder, Stellensuche, Bewerbung, Vorstellungsgespräch. [www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch](http://www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch)

Zu studiumsbezogenen und zu psychologischen Themen (z.B. persönliche Entwicklung, Beziehungen, Depressionen, Ängste, Konflikte) finden Sie ausgewählte Fachliteratur in unserer **Bibliothek**.

## Workshops

Wir leiten Workshops zu Themen wie: Lern- und Arbeitstechniken, Referatskompetenz, wissenschaftliches Schreiben, Prüfungssituation, Stressbewältigung, persönliche Entwicklung und Sozialkompetenz, Berufseinstieg, Laufbahnplanung, Mentoring (Programm auf unserer Website).

### Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Erlachstrasse 17, 3012 Bern

Tel. +41 31 635 24 35

E-Mail: [beratungsstelle.bernerhochschulen@erz.be.ch](mailto:beratungsstelle.bernerhochschulen@erz.be.ch)

Website: [www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch](http://www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch)

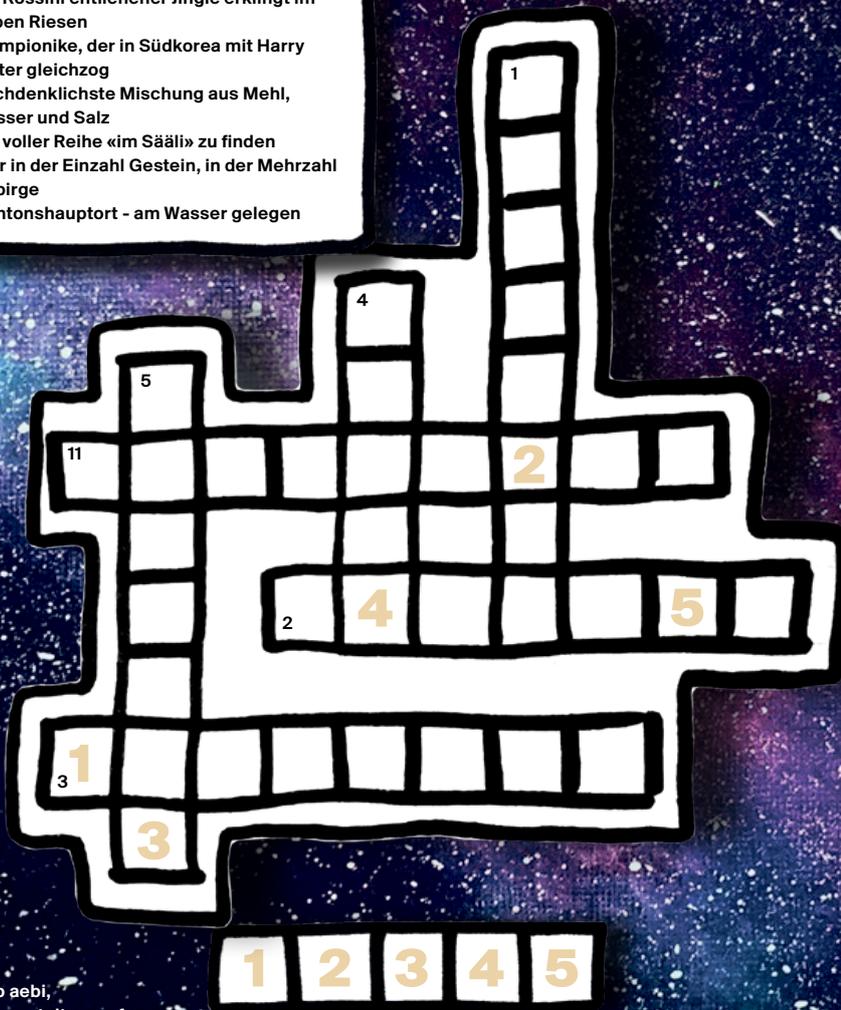
Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)

Die Bibliothek ist am Mittwochvormittag geschlossen.

Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.

# Das galaktisch gute Rätsel!

1. Von Rossini entliehener Jingle erklingt im gelben Riesen
2. Olympionike, der in Südkorea mit Harry Potter gleichzog
3. Nachdenklichste Mischung aus Mehl, Wasser und Salz
4. Bei voller Reihe «im Säali» zu finden
5. Hier in der Einzahl Gestein, in der Mehrzahl Gebirge
11. Kantonshauptort - am Wasser gelegen



rätsel: philipp aebi,  
jonas hirschi; gestaltung: afa

Sende das Lösungswort bis am 1.4.2018 an [raetsel@studizytig.ch](mailto:raetsel@studizytig.ch). Zu gewinnen gibt es 1x2 Tickets für die Vorstellung am 4.4.2018 um 19:30 Uhr des Stücks «Kinder der Sonne» von Konzert Theater Bern. Viel Erfolg!



Hier noch Marlo.

## Impressum

Die *bärner studizytig* wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4x jährlich mit einer Auflage von 11'216 Exemplaren.

### Redaktion

Dominique Bitschnau (dob), Melchior Blum (meb), David Burgherr (dab), Sam von Dach (svd), Alice Fankhauser (afa), Luca Hubschmied (lh), Lucie Jakob (luj), Julius Kopp (juk), Sven Niederhäuser (svn), Noah Pilloud (nop), Karin Roethlisberger (kar), Rahel Schaad (ras), Yannic Schmezer (yas), Lukas Siegfried (lus), Levin Sommer (les), Mathias Streit (mas), Saare Yosief (say)

### Externe

*Design:* Jacqueline Brügger, Paolo Riva  
*Bilder:* Dominique Bitschnau, David Burgherr, Noah Pilloud, Karin Roethlisberger, Sam von Dach, Saare Yosief  
*Layout:* Alice Fankhauser  
*Illustration:* Lisa Linder  
*Rätsel:* Philipp Aebi, Jonas Hirschi  
*Lektorat:* Karla Koller  
*Webseite:* Felix Brönnimann, Julian Morf, Lukas Bieri; dreigestalten

### Werbung

[inserate@studizytig.ch](mailto:inserate@studizytig.ch)

### Kontakt

*bärner studizytig*, 3000 Bern  
[info@studizytig.ch](mailto:info@studizytig.ch), [www.studzitytig.ch](http://www.studzitytig.ch)

### Druck

Mittelland Zeitungsdruck AG (AZ Print), Aarau  
Redaktionsschluss *bärner studizytig* #12:  
27.4.2018  
Inserate-Annahmeschluss: 27.4.2018  
Erscheinungsdatum (Versand): KW 20

### Redaktion SUB-Seiten

Chiara Herold (he), Nils Wyssmann (wy)

### Kontakt SUB

[redaktion@sub.unibe.ch](mailto:redaktion@sub.unibe.ch)  
*Verantwortliche SUB-Vorstand:*  
Pia Portmann, [pia.portmann@sub.unibe.ch](mailto:pia.portmann@sub.unibe.ch)  
*Lektorat SUB-Seiten:* Marco Wyss

### Adressänderungen bitte melden an:

[abo@studizytig.ch](mailto:abo@studizytig.ch)

Die *bärner studizytig* dient der Student-Innenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der *bärner studizytig* im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen.

Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die *bärner studizytig* trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an [abo@studizytig.ch](mailto:abo@studizytig.ch). Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die *bärner studizytig* nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail an [abo@studizytig.ch](mailto:abo@studizytig.ch).

# «An dieser Schule herrscht ein Klima der Angst»

An der Berner Fachhochschule droht ein Direktor den Studierenden mit der Polizei. Diese antworten mit einem Schwarzbuch. Szenen einer Hochschule im Streit.

Heute präsentiert man sich. Die Frau im hellblauen Hemd verteilt Kartonmappen mit der Aufschrift «fundiert – impulsgebend – vielfältig». Man dankt und setzt sich, und dann kommt die PowerPoint. Willkommen an der Infoveranstaltung «Bachelor Soziale Arbeit».

Ein Dienstagnachmittag im Februar, über der Stadt liegt eine graue Decke und im Hörraum 223 an der Hallerstrasse 8 gibt es heute alles Wissenswerte zum Studium: Anmeldeprozedere, Zulassungsmodalitäten, Infos zu Modulbereichen, Semesterstruktur, Kompetenzprofil. Über 70 Studieninteressierte sind gekommen. Die heutige Veranstaltung ist Pflicht: Nur wer hier war, darf sich zum Studium anmelden.

Der Beamer über uns atmet schwer und wirft helle Bilder an die Wand. Zuerst steht da was über die Frau mit dem Hemd, die nun zum Laserpointer greift, dann folgt der Ablauf des Nachmittags. Und dann, auf der dritten Folie, kommt sie: Die internationale Definition der sozialen Arbeit. An der Wand leuchten nun Worte wie «Menschenrechte» oder «soziale Gerechtigkeit». Und die Frau vorne sagt:

«Das Ziel der sozialen Arbeit sind gesellschaftliche Veränderungen. Es geht ihr um die Ermächtigung und Befreiung von Menschen». Die Frau hält kurz inne, schaut in die Runde – und geht zur Folie mit den Modulbereichen über.

«Das soll jetzt nicht pathetisch klingen», wird mir Sina einige Tage später sagen, «aber viele von uns studieren hier, weil sie die Welt gerechter machen wollen». Historisch sei die soziale Arbeit aus dem politischen Kampf für soziale Gerechtigkeit entstanden. «Doch die BFH ist gerade dabei, sich von dieser Tradition zu verabschieden.»

#### «Pioniervorhaben» in Kritik

«Natürlich, heute wird von den Studierenden mehr verlangt als früher. Und das ist gut so.» sagt Johannes Schleicher, 64, Direktor des Departements Soziale Arbeit BFH, und blickt aus dem Fenster. Wir befinden uns im Sitzungszimmer 138, diesmal ist es die Hallerstrasse 10, eines der Gebäude im Länggassquartier, welche die BFH unter der Leitung von Schleicher erschlossen hat. Während seiner Schulzeit sei diese Schule geradezu ein Hort der Leis-

tungsverweigerung gewesen: «Wir rannten uns die Köpfe ein, diskutierten stundenlang. Man lernte in der Auseinandersetzung, im Ausprobieren. Doch Leistung im engeren Sinn wurde wenig gefordert.»

Die Zeiten haben sich geändert. Das Fachhochschul-Studium von heute gleicht einem kleinteiligen Flickwerk aus Arbeitsblättern, Gruppenaufträgen, Mindmaps auf Flipcharts, Präsenzlisten und Reflexionspapierchen. Der Stundenplan kann aus vielen Bausteinen individuell zusammengestellt werden. Doch auch diese sind wieder nach demselben Muster strukturiert. Für weitschweifiges Lesen, hartes, analytisches Denken und stundenlange Diskussion bleibt wenig Platz: Das moderne Studium orientiert sich «am Beruf», der Umweg über die Analyse rückt in den Hintergrund. Vermittelt wird vor allem Praxiswissen.

Zudem wird stärker auf die Außenwahrnehmung fokussiert. Viele Hochschulen haben heute eine eigene Kommunikations- und Marketingabteilung, schalten Werbung im Tram und oder auf Facebook. Sie stehen zueinander in Konkurrenz, im Wettbewerb um Studierende.

# Berner Fachhochschule Soziale Arbeit

«Wir wollten freisprechen können, zu unseren Bedingungen, auf unsere Art.»

Sina

«Wir haben entschieden, auf anonyme Pamphlete nicht einzugehen.»

Johannes Schleicher

«Unsere Hochschule soll kein Auffangbecken für Leute werden, die sich zu wenig zutrauen», sagt Johannes Schleicher. «Die Dropout-Quote im Laufe des Studiums ist notorisch tief. Das kann dem Ansehen des Abschlusses schaden.» Tatsächlich wurde in den letzten Jahren die Ausschlusspraxis im Fachbereich Soziale Arbeit verschärft. Heute führt das zweimalige Nicht-Bestehen eines Moduls zur Exmatrikulation. Zudem versucht man das Profil des Studiengangs zu schärfen, indem man auf die Förderung von «personalen Kompetenzen» setzt: Durchsetzungsvermögen, Auftreten, Verantwortungsbewusstsein, Konfliktfähigkeit. «Das ist ein Pioniervorhaben», sagt Schleicher, «deshalb wird es laufend evaluiert und angepasst. Wir arbeiten eng mit der Forschung zusammen.»

Bei den Studierenden stösst das Pioniervorhaben auf wenig Begeisterung. Seit seiner Einführung ist das Modul Selbst- und Sozialkompetenz (Sesok) unter Beschuss. Wo ich mich umhöre: Es gibt kaum jemanden, der nicht Mühe hat mit dem Modul. Kritisiert wird der «künstliche», oft als unangenehm empfundene Rahmen, in dem man über prägende Le-

bensereignisse sprechen soll. Kritisiert wird die «Illusion», man könne so etwas wie Selbst- und Sozialkompetenz im Schulzimmer messen, beurteilen und zielgerichtet fördern. Kritisiert wird die «Willkür», mit der die Dozierenden über den Charakter ihrer Studierenden richten. Das Sesok-Modul sei «eine Katastrophe, ein Witz». Ein Student sagte mir, das einzige, was er aus dem Modul mitnehme, sei, dass er nun wisse, wie es sich anfühlt, selbst Klient zu sein und «gefördert» zu werden.

Der Konflikt eskalierte letzten Sommer, als einer Studentin die Exmatrikulation drohte, weil sie zweimal durch das Sesok-Modul gefallen war. Sie war eine der kritischen Studierenden, eine, die Mühe hatte mit dem Modul. Etwa zwanzig Studierende versammelten sich daraufhin an der Hallerstrasse, vor der Türe des Zimmers, in dem das rechtliche Gehör der Studentin stattfand. Sie sassen ruhig dort, auf dem Boden ein Transparent. Sie sassen und warteten. Dann kam Johannes Schleicher, sagte, sie sollen gehen, sagte, er habe hier das Hausrecht, er müsse für Ordnung sorgen, wenn der Betrieb gestört wird. Dann fotografierte er sie mit dem Handy, drohte mit der Poli-

zei. Ein Student rief, das gehe nicht, Schleicher dürfe sie nicht fotografieren, sie seien Studierende in diesem Haus, sie hätten das Recht, hier zu sein. Schliesslich gingen sie raus. Schleicher blieb.

## Der verwandelte Anarchist

«Es gab in der Gruppe, die ein für beide Seiten sehr schwieriges Gespräch belagerte, ein paar mir unbekannte Gesichter. Als sie sich nicht ausweisen wollten, schickte ich sie weg», sagt Schleicher. Johannes Schleicher, der Ex-Anarcho: Ein Direktor, der den Studierenden mit der Polizei droht? Er, der Hierarchien verabscheute, sich für die dritte Welt und die Umwelt engagierte und Foucault, Deleuze, Lacan las. Mit seinen Mitstudierenden stritt er sich damals stundenlang, versuchte, sie in der Radikalität ihrer Positionen zu überbieten. Und den Dozierenden, die ihm nicht zusagten, machte er das Leben schwer. Und jetzt hatte er den Studierenden tatsächlich mit der Polizei gedroht?

«Die Berufszeit, die Verantwortung hat mich verändert», sagt Johannes Schleicher. Mit der Zeit sah er vieles «differenzierter», sein Idealismus legte sich.

Er begann erneut zu studieren. Nun war es Jura, wieder in Bern, diesmal an der Uni. «Das Rechtsstudium hat mir die Augen geöffnet», sagt Schleicher. Er sei froh, lebe er hier, in Europa, in einem Rechtsstaat wie der Schweiz. Es gibt Errungenschaften, die man pflegen muss. «Soziale Arbeit erfüllt auch eine Ordnungsfunktion, indem sie Exklusion zu vermeiden trachtet, Opfer einbindet, Grenzen setzt und durchsetzen hilft. Dass sie damit systemerhaltend, gewissermassen ‚palliativ‘ ist, dem muss man sich irgendwann stellen. Die politische, militante Seite, der Kampf um Gerechtigkeit gehört auch zur Sozialen Arbeit – nur vom Geld- und Auftraggeber ist er selten gemeint.»

Vor einigen Jahren hielt Schleicher ein Referat mit dem Titel: «Entpöret euch! Manifest zur Karriere der Sozialen

Arbeit». Es ist Sonntagabend, Sina zieht ihren übergrossen Rucksack aus und beginnt zu erzählen, noch bevor sie sich richtig hingesetzt hat. «An dieser Schule herrscht ein Klima der Angst», sagt Sina. «Es ist schwierig, offen Kritik anzubringen. Denn dann riskiert man, dass irgendjemand für deine Äusserung bestraft wird.»

Sina fürchtet sich vor Repression. Deshalb habe ich ihren Namen und ihre Biographie verändert.

Einem Dozierenden, der Mühe hatte mit der Funktionsweise des Fachbereichs, wurden nach und nach Kompetenzen und Module entzogen. Er durfte keine Studienarbeiten mehr betreuen. Schliesslich liess er sich frühpensionieren. Er schrieb: «Ich gehe früher, als ich gehofft habe, aber später, als ich befürchten musste».

wie ich persönlich Personalführung nehme, gehe ich davon aus, dass ich es wüsste. Mobbing ist ein schwerwiegender Vorwurf, der heute schnell und billig erhoben wird.» Zu einzelnen Personalien äussere man sich grundsätzlich nicht.

#### **Kampf gegen Automatenhölle**

«Solche Konflikte gibt es nun schon seit längerer Zeit», sagt Sina. Vor einigen Jahren stritt man sich über ein neues Cafeteria-Konzept, das einen schwarzen Tisch ausschliesslich für Mitarbeitende der BFH vorsah. In einer Mail schrieb die Fachbereichsleitung, sie orte Platzmangel, man wolle die zahlende Kundschaft nicht vergraulen, da der Betrieb sonst unrentabel werde. Man müsse handeln, im schlimmsten Fall befürchte man den Weg-

## «Es kann nicht sein, dass man Ende Semester in einem See aus Transferjournalen, Thesenpapieren, Essays und Berichten versinkt.»

Schwarzbuch, S. 24

## «Heute wird von den Studierenden mehr verlangt als früher. Und das ist gut so.»

Johannes Schleicher

Arbeit». Schleicher plädierte für eine «Versachlichung» der Sozialarbeit und riet seinen Studierenden, die «Hörner abzustossen». Er sagte: «Entpolitisierung ist der Preis der Professionalisierung». Das provozierte. Und ein bisschen wirkte es so, als kämpfe Schleicher gegen sein früheres Ich.

Ich treffe mich mit Sina, einer 30-jährigen BFH-Studentin. Sie studiert Teilzeit, aktuell ist sie in ihrem vierten Jahr, daneben arbeitet sie im Kino und in einer Tagesschule. «18.15 tibits. Sirry. Bei arbeit drum schnell», schreibt sie mir auf meine Frage, wo wir uns treffen sollen. Schlussendlich treffen wir uns im Côté Sud, Bahnhof Bern, erster Stock, denn das Tibits ist übervoll, und wir suchen etwas, wo wir möglichst unter uns sind; der Bahnhof, dachten wir, sei passend.

Unter den Studierenden ist von Mobbing gegenüber Studierenden und Angestellten die Rede. Doch aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes spricht niemand öffentlich darüber. Eine Dozentin habe Probleme gekriegt, nachdem sich eine Studentin kritisch zu einem von ihr betreuten Einheit geäussert hatte. Obwohl die Studentin klarstellte, dass es ihr nicht um Kritik an der Person ging, und deshalb den Namen der Dozentin nicht preisgab, fand die Studiengangsleitung den Namen der Dozentin heraus, worauf diese Schwierigkeiten kriegte.

Johannes Schleicher wehrt sich gegen die Mobbing-Vorwürfe: «Im Department Soziale Arbeit der BFH gibt und gab es meines Wissens nichts, was diese Bezeichnung verdienen würde. Und so ernst,

gang der Betreiberfirma – und dann drohe die «Automatenhölle». Die Studierenden setzten sich trotzdem gegen den Tisch ein. Für viele war die Cafeteria ein wichtiger Ort, um sich informell mit den Dozierenden auszutauschen. Doch der Schwarze Tisch kam. Und manche Studierende fühlten sich nicht ernst genommen. Einige von ihnen wehrten sich, äusserten auf Klebern und Plakaten ihre Kritik. Die Studierendenvertretung (SO) sprach von einer «Ohnmacht-Situation» und bemängelte öffentlich, dass auf ihre Anliegen nicht genügend eingegangen werde. In einer offenen Mail schrieb die SO: «Als wir über die Cafeteria diskutiert haben, wurde uns schnell lehrend klar gemacht, dass wir kurzsichtig denken und noch viel zu lernen hätten in Sachen Rechtsbegriffe, um erst eine inhalt-

liche Diskussion führen zu können. Das Aufmerksam machen auf «das Recht» und das Verweisen auf juristische Fachsprache tauchten als Thema immer wieder auf und würgte inhaltliche Diskussionen und Positionen ab.»

Die Fachbereichsleitung wertete diesen «unvermittelten» Gang in die Öffentlichkeit als «massive Verletzung der Grundregeln geordneter Zusammenarbeit», als «Akt eklatanter Illoyalität», «schwerwiegenden Bruch des Vertrauens», und als «persönlichen Rückenschuss». Um zu «retten was zu retten ist», drohte sie mit der Aussetzung des Mitspracherechts der SO und berief ein Mediationsgespräch ein, um die Zusammenarbeit neu zu verhandeln. Schliesslich einigte man sich. Aber der Schwarze Tisch, der blieb.

«Bei gewissen Themen wurden wir in internen Gremien einfach abgeloockt», erzählt eine ehemalige Studentin am Telefon. «Wenn dir dann gleichzeitig noch das Gefühl gegeben wird, dass dir alles, was du sagst, angerechnet wird, bleibst du diesen Gremien irgendwann fern. Oder du gehst hin – und schweigst.»

«Wie soll ich in einem nicht-demokratischen Unternehmen einen Beruf erlernen, der im Grunde auf die Erweiterung der Demokratie ausgerichtet ist?», schrieb ein Student vor einigen Monaten in einer Mail. «Wir sollen uns melden, wenn wir nicht kritisch denken dürfen? Genau das versuchen wir! Nur stossen wir immer wieder auf harte, polierte Wände.»

In den internen Gremien des Departements sind nicht alle Sitze besetzt, die den Studierenden zur Verfügung stehen. Einige von ihnen setzen auf andere Formen der Politik. Mal gibt es ein Strassentheater, ein anderes Mal eine Sing-Aktion vor dem Gebäude des Departements. Manchmal verhüllen sie sich, tragen weisse Masken. Letzten Winter begannen einige, Kärtchen mit Fragen aufzuhängen. «Wo hat meine Kritik Platz?», «Studieren wir alle alleine?», «Entwickeln wir uns oder werden wir entwickelt?» Die Kärtchen hingen nie lange. Immer wieder räumte sie der Hausdienst fort. Und immer wieder hängten die Leute neue Kärtchen auf.

Im Frühling lud eine Gruppe Studierender zu einem offenen Austausch ein. Über dreissig Menschen kamen. An verschiedenen Tischen diskutierte man

## «In der Sozialpolitik sollte es um Kämpfe für soziale Gerechtigkeit gehen»

Schwarzbuch, S. 52

über die Probleme an der BFH. Irgendwann entstand die Idee des Schwarzbuchs. Die Studierenden begannen zu schreiben, Gedichte, Essays, Zeichnungen. Am Ende hatte man über 70 Seiten beisammen.

### Der Samichlaus kommt

«Für uns war klar, dass wir das Schwarzbuch anonym veröffentlichen», sagt Sina heute. «Es ging uns um Inhalte, nicht um Personen. Wir wollten frei sprechen können, zu unseren Bedingungen, auf unsere Art. Und nicht über die Kanäle, die von der Schule kontrolliert werden.» Nun sei das Buch trotzdem fragmentarisch geblieben. Vieles wird selbst im Schwarzbuch nicht benannt: «Es ist so schwierig, gewisse Dinge anzusprechen, wenn man niemanden gefährden will».

Im Oktober wurde das Schwarzbuch schliesslich gedruckt. Vier der Autor\*innen verkleideten sich. Zwei als Samichläuse, zwei als bunte, frohe Gestalten. Dann verteilten sie es, zusammen mit Äpfeln und Schokolade. In der Cafeteria, in der Bibliothek, und draussen vor der Tür. Den Dozierenden legten sie eins ins Fächli. Und zuhinterst, auf Seite 71, schrieben sie: «Wir laden ein für ein Treffen am: 14. November 2017, um 19.00 Uhr im Brass Säali, Bern».

Die Verteilaktion kostete Mut. Am Abend war Sina euphorisiert und verängstigt zugleich. Als am Tag darauf eine Dozentin freundlich in die Runde fragte, ob jemand was zum Schwarzbuch sagen möchte, schwiegen alle. Und Sina wurde knüttelrot.

Einige Wochen später war das angekündigte Treffen in der Brass. Die Autor\*innen hofften auf eine lebhaft Diskussion. Sie hofften, mit dem Schwarzbuch eine Debatte entfacht zu haben. Und damit womöglich eine Veränderung anzustossen.

## «Soziale Arbeit erfüllt auch eine Ordnungsfunktion»

Johannes Schleicher

Doch wer kam, war der alte Kuchen. Lauter bekannte Gesichter. Viele hatten selbst mitgeschrieben, und viele konnten das Schwarzbuch kaum noch sehen. Von den Dozierenden kam nur eine Person. Und von der Departementsleitung kam nichts, keine Empfangsbestätigung, keine Nachfrage, nicht die geringste Reaktion. «Das ist das wirklich frustrierende an dieser Institution: Egal was du tust, am Ende stösst du auf Schweigen.»

«Wir haben das sogenannte Schwarzbuch zur Kenntnis genommen» sagt Johannes Schleicher. «Wir haben entschieden, auf anonyme Pamphlete nicht einzugehen. Uns ist wichtig zu wissen, mit wem wir sprechen.» Und ja, von den Gründen habe er gehört. «Die Studierenden sagen, sie hätten Angst vor Repression. Für mich ist das völlig aus der Luft gegriffen, wenn nicht eine Schutzbehauptung. Wir scheuen Kontroversen nicht, sondern brauchen sie. Ausserdem sind wir eine kantonale Hochschule. Man kann sich gegen Entscheidungen wehren, bis vor Gericht. Falls etwas intern nicht stimmt, gibt es einen Dienstweg. Dann kann man zu mir kommen. Und wer sich von mir schlecht behandelt fühlt, kann zu meinem Chef gehen. Wir sind nicht repressiv, wir sind streng. Das ist ein kleiner, wichtiger Unterschied.»

Seit das Schwarzbuch erschienen ist, darf sich das Forum Kritische Soziale Arbeit (Kriso) nach Anfragen bei verschiedenen Modulverantwortlichen nicht mehr an der BFH vorstellen, obwohl die Kriso offiziell nichts mit dem Schwarzbuch zu tun hat. Begründet wird der Entscheid mit den «zahlreichen Anfragen von unterschiedlichen Interessensvertretungen». Die Kriso verliert damit ihren wichtigsten Zugang zu den Studierenden. **text: nils wyssmann; bild: sam von dach**



# 1968 an der Uni Bern

Als die SUB mit dem Megafon durch Berns Gassen zog und das soziologische Institut besetzt wurde: Ein Rückblick auf bewegte Jahre.

Holz-Affäre: Öffentliches Hearing vor über tausend Zuschauer\*innen in der Aula. bild: Staatsarchiv Bern.

Bern, Mai 1974: Rund 60 Studierende besetzen das Institut für Soziologie im Bollwerk 21, um gegen die «rechtslastigen» Anstellungsentscheide der Fakultät zu protestieren. Es kommt zu tätlichen Auseinandersetzungen zwischen Assistierenden des Instituts und den Studierenden, worauf Institutsdirektor Rüegg die Polizei ruft. Diese rückt mit einem Grossaufgebot an, das Institut wird gewaltsam geräumt. Gegen Abend reagiert das Rektorat und richtet sich mit einem Communiqué an die Medien. Es bezeichnet die Besetzung als «ein Element der schon lange andauernden Agitation eines bestimmten Kreises von Soziologiestudierenden und Sympathisanten, die bezwecken, unter anderem das Fach Soziologie an unserer Universität in eine ihnen genehme politische Richtung zu zwingen.»

Einige Monate später werden vier Protestierende zu bedingten und unbedingten Gefängnisstrafen von 14 bis 30 Tagen verurteilt, einer erhält zusätzlich drei Jahre Landesverweis. Nun demonstrieren

400 Studierende «Gegen Repression an der Uni». Mit dem Megafon führt der Präsident der SUB, Peter Weber, die Demonstrierenden durch die vorweihnachtliche Innenstadt. Dann versammeln sie sich in der Eingangshalle des Hauptgebäudes, wo sie die Verhandlungen im Soziologieprozess als Theater aufführen. Der Rektor meint, die Kundgebung würde «die laufenden Prüfungen mit dem Megafon stören» und fordert sie auf, das Gebäude zu verlassen. Die Studierenden antworten mit Sprechchören. Als sich das Gerücht verbreitet, dass die Polizei unterwegs zum Hauptgebäude sei, verlassen die Demonstrierenden schliesslich das Haus.

Am nächsten Tag bestellt Rektor Weidmann den SUB-Präsidenten Weber um 8 Uhr in sein Büro. Dieser gibt zur Antwort, dass er als Präsident der SUB nur halbtags arbeite und somit erst am Nachmittag verfügbar sei. Diese «respektlose und provozierende Haltung» (Senatsausschuss-Protokoll vom 19.12.1974) hat Folgen: Er wird für ein Jahr vom Studium ausgeschlossen.

Das Vorgehen des Rektorats stösst auch intern auf Kritik. In einem offenen Brief distanzieren sich 35 Dozierende vom «unverhältnismässigen» Vorgehen der Universitätsleitung. Weidmann hielt entgegen: «Meinungsverschiedenheiten zwischen Dozenten sollten innerhalb der Mauern der Universität ausgetragen werden».

### **Die Studierenden politisieren sich**

Die Ereignisse des Jahres 1974 sind Ausdruck einer Auseinandersetzung, welche unter der Chiffre «1968» Eingang in die Geschichtsbücher fand. Auf universitärer Ebene forderte die 1968er-Generation mehr studentische Mitbestimmung, eine kritisch ausgerichtete, engagierte Wissenschaft und Platz für politische Initiativen in den Räumen der Uni.

Die 68er-Studierendenbewegung erreichte die Schweiz vergleichsweise spät. Sie baute auf bereits bestehenden bildungspolitischen Organisationen auf. Noch bevor sich der Protest in der Schweiz

auf den Strassen entzündete, begann es an den Universitäten und Mittelschulen in der Schweiz zu rumoren.

Am 8. März 1968 besetzten 200 Schüler\*innen des Lehrerseminars in Locarno ihre Aula und forderten eine Reform der Unterrichtsmethoden und Studienpläne. Aufgeschreckt von den gewalttätigen Auseinandersetzungen im Ausland, lenkten die Behörden ein und ernannten einen neuen Schuldirektor, der eine Reform durchführen sollte. Einen Monat später boykottierten die Studierenden der Universität Freiburg die Semesterinschreibung, nachdem die Gebühren erhöht worden waren. In Lausanne wurde die Demokratisierung des Studiums gefordert. Daraufhin bewilligte das Rektorat einen Studientag, an dem die Studierenden, anstatt Vorlesungen zu besuchen, mit den Professoren über Verbesserungen in der Lehre diskutierten. In Genf gipfelten die Proteste im Februar 1969 in einer viertägigen Besetzung des Rektorats durch 200 Studierende. Auslöser war eine Anordnung des Rektorats, welche das Ziel hatte, die Dienstleistungsrechte der Association générale des étudiants (AGE) zu beschneiden. Die AGE sei aufgrund interner Streitereien nicht mehr funktionsfähig, lautete die Begründung. Die Anordnung sollte eine «Radikalisierung» der Studierenden-schaft verhindern.

In der Deutschschweiz setzten die Studierenden vorerst auf Austausch und Information. In Zürich plante die Fortschrittliche Studentenschaft im Frühling 1968 Rudi Dutschke, Wortführer der Westdeutschen Studentenbewegung, zu einem Seminar einzuladen. Ein Attentat auf Dutschke verhinderte jedoch dessen Besuch. An seiner Stelle kamen drei Vertreter des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes nach Zürich. Da die Erziehungsdirektion die Veranstaltung verbot, erzwangen über tausend Studierende mit einem Go-in die Abhaltung des Seminars im Lichthof der Universität. Auch in Basel interessierten sich die Studierenden für die Bewegungen im Ausland. Ende Juni

1968 organisierten die frisch gegründeten Progressiven Studenten Basel auf dem Petersplatz eine öffentliche Diskussion, an der etwa 3000 Personen teilnahmen.

Und in Bern? Hier ging es in der Nachkriegszeit unaufgeregt zu. Selbster damalige Rektor, Alfred Amonn, meinte, dass die Universität Bern eine «konservative und eigentümlich Art eines Wissenschaftsbetriebes» darstelle. Alljährlich wurde der Dies academicus mit glanzvoller Pracht im Casino inszeniert. Zu Ehren der Verstorbenen gab es einen Fackelzug durch die Altstadt und im Schweizerhof fand ein Familienabend für Dozierende statt. Die SUB organisierte Film- und Theaterabende und pflegte beste Beziehungen zum Rektorat. Die äussere Repräsentation

denheime. Es entstanden neue Wohnformen wie die WG, die traditionellen Studierendenverbindungen verloren an Bedeutung, die Studierenden politisierten sich.

In Bern wurde im Zuge dieser Entwicklung im Jahre 1966 der Studierendenrat eingeführt und der Vorstand verkleinert. Die SUB war nicht weiter «politisch und konfessionell neutral», sondern «politisch und konfessionell unabhängig» und konnte, gemäss Statuten «zu aktuellen Fragen Stellung nehmen». Die Ratsmitglieder spalteten sich in ein rechtes und ein linkes Lager. Die Wahlen, zuerst nach Majorz- und später nach Proporzverfahren, brachten 1972 erstmals einen mehrheitlich linken SUB-Vorstand hervor. Mit den neuen Mehrheitsverhältnissen bildete die

## Vier Studierende wurden zu bedingten und unbedingten Gefängnisstrafen von 14 bis 30 Tagen verurteilt, einer erhielt zusätzlich drei Jahre Landesverweis.

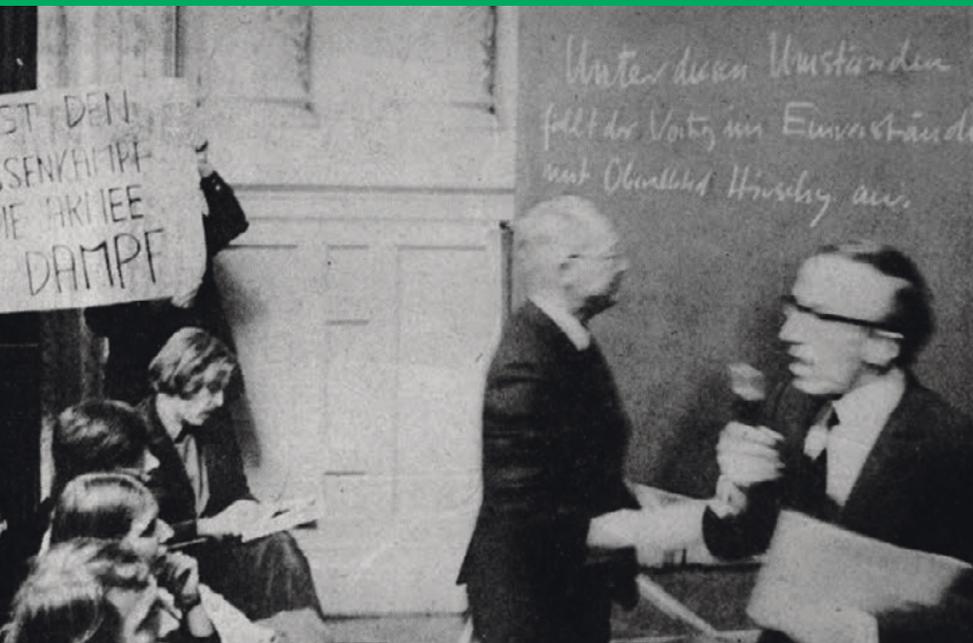
der Universität entsprach weitgehend den Normen des 19. Jahrhunderts.

Dagegen war die Universität der 1960er Jahre eine Hochschule im Umbruch. Die Studierendenzahlen wuchsen in ganz Europa stark an. Die kleinen, beschaulichen Universitäten, welche zuvor massgeblich der Sicherung von bildungsbürgerlichen Privilegien dienten, wandelten sich zu Massenuniversitäten. Es fand eine «Demokratisierung» der Hochschulbildung statt, da nun breitere soziale Schichten Zugang zur Hochschulbildung erhielten. Dieser Prozess wurde vom Staat aktiv gefördert, vor allem weil sich in der boomenden Privatwirtschaft ein Mangel an qualifizierten Nachwuchskräften abzeichnete. Die Folgen dieser Entwicklung waren überfüllte Hörsäle und Studieren-

SUB innerhalb der eher konservativ ausgerichteten Universität eine Opposition. Ausdruck davon waren Streiks, Institutsbesetzungen, die Bildung diverser Arbeitsgruppen und eine gewaltige Flugblattpublizistik.

### «Heuchelei» in der Habilitationskommission

Zu den heftigsten Kontroversen führten in Bern die Einstellungsentscheide der Universität. Von Seiten der Studierenden wurde den Entscheidungsträgern vorgeworfen, dass linke, kritische Dozierende bei Personalentscheiden und in Berufungsverfahren aktiv verhindert würden. Die Studierenden skandierten «Marxisten statt Militaristen» und forderten mehr Mitsprache in Berufungsverfahren.



Studierende verhindern Vortrag über den «staatsbürgerlichen und erzieherischen Wert der Armee» mit Pfiffen, Eiern und Stinkbomben. bild: Staatsarchiv Bern

Ende 1970 führte die Nicht-Habilitation des marxistischen Philosophen Hans Heinz Holz zur Eskalation. Im Habilitationsverfahren wiesen Mitglieder der Habilitationskommission einerseits auf inhaltliche Mängel der vorgelegten Schrift hin, andererseits wurde über seine politische Gesinnung diskutiert. So stellte beispielsweise Prof. Olof Gigon klar, dass er keinen marxistischen Dozierenden an der Universität Bern wünsche, der seine politische Einstellung öffentlich bekanntmachte und womöglich propagierte. In einem Brief an den Dekan bezeichnete er die linksfreundlichen Mitglieder der Habilitationskommission als «Superliberale» und warnte vor einer Habilitierung von Holz, da sich dieser bei einem Verbleib an der Uni Bern auf die Seite studentischer Gruppierungen schlagen könnte. Wenige Tage später schrieb auch Holz einen Brief ans Dekanat, in dem er sich verteidigte und betonte, dass er sich in die Selbstgestaltung des politischen Lebens eines Gastlandes nicht einmische, sich jeder politischen Tätigkeit oder Stellungnahme strikt enthalte und den Rechtsstaat, sowie die demokratische Ordnung der Gesellschaft als unbedingt verteidigungswürdig betrachte.

In der Habilitationskommission konnte man sich nicht einigen und so wurde der Entscheid verschoben und Holz wurde zu drei Vorträgen eingeladen. In der Folge startete die Studierendenschaft eine Petition und begann Unterschriften für die Habilitation von Holz zu sammeln, da man den Eindruck hatte, dass das Verfahren aus politischen Gründen verschleppt wurde.

Nach den Semesterferien hielt Holz seinen ersten Vortrag zum Thema «Das ästhetische Werturteil und die Konstitution des Gegenstandsbereiches der Kunst». Nach 45 Minuten fragte Holz ins Publikum, ob er noch etwas länger sprechen könne. Gigon gab seine Einwilligung in herablassender Art. Und auch ein weiteres Mitglied der Kommission äusserte sich gegenüber Holz in einem unhöflichen, schulmeisterlichen Tonfall. Der Betreuer der Habilitation war schockiert: Er fühlte sich hintergangen, da er den Eindruck hatte, es bestünden vorgefertigte Meinungen. Zu seinen Studierenden sagte er, dass die Habilitation aus politischen Gründen verhindert werde, er sprach von «Heuchelei». In der Kommission herrschte eine offene Vertrauenskrise. Und bald darauf verteilten Studierende Flugblätter mit dem Titel «Die Arroganz der Dummheit», worin die «Professorenclique» auf polemische Weise beschimpft wurde. Es folgten zwei weitere Vorträge und ein öffentliches Hearing in der Aula, vor über tausend Zuschauer\*innen und versammelter Presse. Schliesslich beschloss die Fakultät, die Habilitation abzulehnen. Die Studierenden bestreikten die Vorlesungen der linksfeindlichen Professoren der Kommission. Und Holz erhielt ein Jahr später eine Professur für Philosophie an der Universität Marburg.

#### Protest für Jean Ziegler

Die Nicht-Habilitation von Holz gilt als ein Beispiel für die Ablehnung linksorientierter Professoren an der Universität Bern und stand zu Beginn einer Reihe ähnlicher Fälle. Die Nicht-Anstellungen oder Nicht-Beförderungen der

Sozialwissenschaftler Peter Atteslander, Urs Jäggi und Jean Ziegler und des Philosophen Hans Saner sowie des Theologen und Dichters Kurt Marti wurden von linken Studierenden als «politisch-undemokratische Machenschaften» kritisiert.

Am aufgeregtesten war die Stimmung am Soziologischen Institut. Nach mehreren umstrittenen Einstellungsentscheiden und einer Verschlechterung der Studienbedingungen besetzten die Soziologiestudierenden 1971 ihr Institut. Sie forderten die Berufung von Prof. Urs Jäggi zum Ordinarius und die Beförderung zum Ausserordentlichen Professor von PD Jean Ziegler. Zudem engagierten sie sich für die Aufwertung ihres Faches vom Neben- zum Hauptfach. Doch die Besetzung endete erfolglos. Am Ende setzte sich gar der rechte Fakultätsflügel durch und berief den Altphilologen und Soziologen Walter Rüegg, dem der Ruf eines Hardliners vorausleilte. Rüegg war in der Schweizer Öffentlichkeit bereits bekannt, vor allem wegen der durch ihn angeordneten polizeilichen Räumungen des besetzten Campus der Uni Frankfurt. Als dieser dann noch den ehemaligen Wehrmachts-Offizier Viggo Graf von Blücher nach Bern holte und den alten Mittelbau weitgehend durch gleichgesinnte Assistierende ersetzte, verhärteten sich die Fronten zusehends und es kam 1974 zur zweiten Besetzung des Instituts. Sie wurde polizeilich geräumt. **text: nils wyssmann**

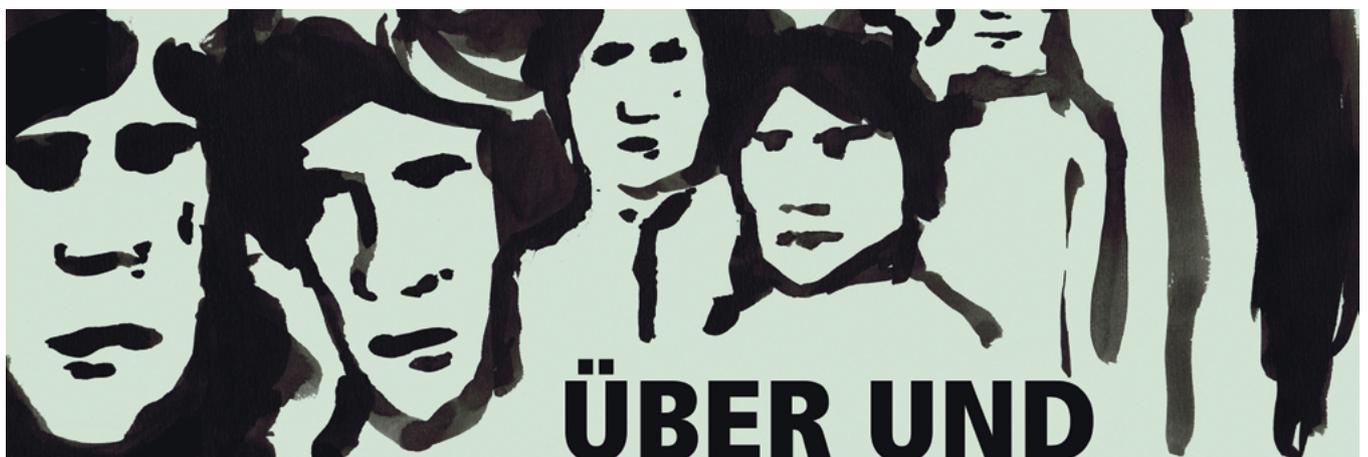
Dieser Text basiert auf der Masterarbeit von Melanie Spori: Die 68er an der Universität Bern. Die Professorenschaft und ihre Herausforderungen während den studentischen Unruhen von 1968–1975.

# BILDUNGS- AUFSTAND

19.–25.3.18:  
Workshops,  
Vorträge, Essen,  
Musik

24.3.18:  
Demo  
14:00 Uhr  
Schützenmatte, Bern

19.-25.3.2018	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag	Sonntag
		Homebase im Fabrikool				jeden Tag ab 11 Uhr	
	KüfA - Küche für Alle Fabrikool 12:00-14:00	Kurzfilm-Picknick 12:30-13:30 Fabrikool	KüfA - Küche für Alle Fabrikool 12:00-14:00	KüfA - Küche für Alle 12:00-14:00 Warum erwachsen werden? 13:00-16:00 Lesekreis	KüfA - Küche für Alle mit Siebdruck und Transpi malen für Samstag 12:00-16:00 Fabrikool	Demo gegen Bildungsabbau	
	Bildung neu denken 16:00 - 17:30 Workshop	Transpi malen für Demo am Mittwoch 14:00 - 16:00 Fabrikool	Private Finanzierung an der Uni 16:00-17:30 Vortrag	Bildungswege Schnitzel-Jagd 13:00-18:00 Live-Game	Rassismus an deutschsprachigen Hochschulen 16:10-17:00 Vortrag		14:00-16:00 Schützenmatte
Programm der Aktionswoche Bern	#MeToo in Bildungseinrichtungen?	Improtheater	Demo: Wir sind laut, weil ihr uns die Zukunft klaut! 18:00 Treffpunkt siehe Webseite	Berlin Rebel High School mit anschliessender Diskussion 20:00-22:30 Film	Sprachen lebendig lernen 17:00-18:15 Workshop	Offenes Plenum & KüfA - Znacht für Alle ab 18:00	Schule in Kobane Soli-Lotto
	SOS: selbstorganisiertes Lernen 18:30 - 20:30 Veranstaltung						
	19:00-21:00 Workshop	19:00-21:00 Workshop	Berlin Rebel High School mit anschliessender Diskussion 20:00-22:30 Film	20:30-21:30 Podiumsdiskussion	19:00-20:30 offene Diskussion	Perspektiven bauen - Solidarität mit Rojava	
	Weitere Infos auf: <a href="http://bildungsaufstand.ch">bildungsaufstand.ch</a>	Capital Slam - édition Bildungsaufstand ab 20:00 Poetry Slam	20:00-22:00 Veranstaltung	Soliparty ab 22:00		16:00-24:00 Brasserie Lorraine	



## ÜBER UND GEGEN RASSISMUS AN HOCHSCHULEN

FREITAG, 23. MÄRZ 2018 • UNIS, SCHANZENECKSTRASSE 1



BEKB

BCBE

# Für Studierende, die mehr wollen



## MAESTRO-STUcard

### Mehr Unabhängigkeit

Ausbildungskonto mit Maestro-STUcard zum Geldabheben und Bargeldlosbezahlen

### Mehr Rabatte

Über 600 Partner für Ausgang, Shopping, Skifahren, Essen, Open Airs, Elektronik, Lifestyle-Gadgets und vieles mehr

### Mehr Wettbewerbe

Im Wert von CHF 250'000.– pro Jahr mit hoher Gewinnchance



... und viele weitere Deals!



## STUcard.ch App GRATIS downloaden und alle Vorteile entdecken!

